



Hans Wilhelm Barnewitz

Mecklenburgische Geschichte

Leipzig: Quelle & Meyer, 1928

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn76969232X>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

DR. HANS W. BARNEWITZ

Mecklenburgische
Geschichte



MK -

1096/1a

Astrid Helga Klöpffer
(3a) Rostock
August Bebelstr. 50

mk - 1096/1^a

Astrid Helga Höppner

Mecklenburgische Geschichte

Von

Dr. Hans W. Barnewitz

194

*Astrid Helga Höppner
(3a) Rostock
August Bebelstr. 54*



1 9 2 8

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig



UB Rostock
28\$ 010 139 885



Leipzig 1901 9224 11/10/01

Alle Rechte vorbehalten

*

Buchdruckerei Oswald Schmidt G. m. b. H.

Leipzig



7984.59.

Vorrede

Das Buch bildet den mecklenburgischen Heimatteil von dem „Geschichtsbuch für die deutsche Jugend“ von Krumsteller-Haade-Schneider, ist aber auch unabhängig von diesem zu benutzen. Mit Rücksicht auf den Umfang mußte die Behandlung des Anteils Mecklenburgs am geistigen Leben wegfallen.

Herrn Professor Dr. R. Belz, Abteilungsvorstand am Landesmuseum zu Schwerin, bin ich für liebenswürdige Durchsicht des vorgeschichtlichen Teiles der Arbeit sehr verbunden.

Bützow, im Februar 1928

Der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

1. Kapitel. Die mecklenburgische Vorgeschichte	1
1. Die ältere Steinzeit (bis 4000 v. Chr.)	1
2. Die jüngere Steinzeit (4000—2000 v. Chr.)	1
3. Die Bronzezeit (2000—750 v. Chr.)	4
4. Die Eisenzeit (750 v. Chr.—400 n. Chr.)	6
2. Kapitel. Im Wendendorf (um 780)	7
3. Kapitel. Die Kämpfe mit den Deutschen	9
1. Unter den Sachsen- und Frankenkaisern	9
2. Heinrich der Löwe und Niklot	10
3. Pribislaw	13
4. Kapitel. Mecklenburg wird ein deutsches und christliches Land	17
1. Kloster Doberan und seine Siedlungen	17
2. Land und Leute um 1250	19
5. Kapitel. Die dänische Gefahr	22
6. Kapitel. Heinrich I. der Pilger	25
7. Kapitel. Mecklenburg und die skandinavischen Länder	27
1. Großmachtpläne	27
2. Die Vitalienbrüder	28
8. Kapitel. Unsere Heimat gegen Ende des Mittelalters	31
9. Kapitel. Das Jahrhundert der Reformation	37
1. Joachim Slüter in Rostock	37
2. Die Herzöge und die Reformation	39
3. Die Regierung Herzog Johann Albrechts I. und seiner Nachfolger	40
10. Kapitel. Der große Krieg	42
11. Kapitel. Die Folgen des großen Krieges	47
12. Kapitel. Mecklenburgs Anteil an den schwedischen Kriegen und deren Folgen	53
13. Kapitel. Ut de Preußentid	56
14. Kapitel. Ut de Franzosentid	58
1. Die Zeit der Koalitionskriege	58
2. Die Franzosen im Lande	59
3. Die Befreiungskriege	61
15. Kapitel. Das Jahrhundert des neuen deutschen Reiches	61
16. Kapitel. Mecklenburg seit dem Waffenstillstand	66
Das mecklenburgische Wappen	67
Zeittafel	69

1. Kapitel. Die mecklenburgische Vorgeschichte.

1. Die ältere Steinzeit (bis 4000 v. Chr.).

Zehntausend Jahre vor unserer Zeitrechnung! Der riesige Gletscher, der Norddeutschland bis an den Harz bedeckt hatte, hatte sich nach Skandinavien zurückgezogen. Endmoränen, Strudellöcher (die sogenannten Sölle), dazu Felsblöcke (Findlinge), die er von den nordischen Gebirgen auf seinem breiten Rücken mit sich geführt und abgeschliffen hatte, waren seine letzten Spuren. Da begann das menschliche Leben in unserem Vaterlande. Armselige Fischer und Jäger waren es, die von der jütischen Küste dorthin vordrangen. Muscheln und Fische hatten anfangs ihre Nahrung gebildet — das zeigen die Haufen von „Rjökenmöddinger“ (Küchenabfall), die an der dänischen Ostküste noch erhalten, in Mecklenburg aber längst von der landhungrigen See auf den Meeresboden herabgerissen sind. Von der Lübecker Bucht, dem Kulturmittelpunkt unserer Vorzeit, breiteten sich die Menschen strahlenförmig über unser Land aus. Sie jagten zuerst das Renntier, und als in den ehemaligen Steppen der Waldwuchs aufkam, kämpften sie mit Elch und Urstier.

Harpunen und Angelhaken sind die Denkmäler der ältesten Zeit. Ihnen folgen Axte aus Geweihen und Feuersteingeräte, die in Gestalt von Keilen und Schabern roh zurecht geschlagen werden. Sie sind bezeichnend für den Zeitraum, in dem der Stamm den Wildstier in die Fallgrube hegte und ihn durch einen Stich in das Rückenmark tötete. Ein tüchtiger Jäger zu sein, war die höchste Ehre des Mannes, der Schmuck aus Zähnen selbst erlegter Tiere (als „Hirschgrandeln“ schätzt ihn heute noch der Oberbayer) sein Stolz. — Was für Götter dieses Volk verehrt hat, wissen wir nicht. Wohl aber muß es vor den Seelen der Verstorbenen und ihrer Rückkehr große Furcht gehabt haben. Das zeigt der Brauch, Tote zusammengekrümmt und mit gefesselten Armen und Beinen zu bestatten (Höckergrab von Blau).

2. Die jüngere Steinzeit (4000—2000 v. Chr.).

Es war um das Jahr 3000 vor Christi Geburt. Längst wohnten Germanen in Mecklenburg. — Wann sie gekommen sind und woher, das wissen wir allerdings nicht. Auch eine Erinnerung an die Kämpfe, die sie mit den bisherigen Herren des Landes ausgefochten haben, ist nicht geblieben.

Eines Tages schritten drei Männer dem Seebecken bei Wismar zu. Zwei sahen sich ab und an neugierig um, der Dritte schien ein Einheimischer zu sein. Nun kamen sie an den Rand des Wassers, und sofort hörte man das keifende Gebell eines Spizes. „Hört, unser Wächter ist auf dem Posten!“ rief der Eingeborene lachend, auf die Pfahlbausiedlung vor sich deutend. Inzwischen wurde von dort ein Einbaum herangerudert, und dessen Führer fragte nach Wesen und Art der Fremden. „Aus dem Süden des Landes stammen wir,“ sprach der Ältere der Fremden, eine hohe Gestalt mit wallendem Blondhaar. „Wir möchten von euch Bernstein¹ erwerben; dafür bringen wir euch etwas ganz Neues: unzerbrechliche Waffen aus einem Stoff, den die Händler Kupfer nennen.“ „Seid uns willkommen!“ war die Antwort des Bootsführers, und wenige Ruderschläge brachten die Fremden zur Siedlung hinüber.

Wie staunten die Fremden, als sie den Pfahlbau betraten! Gewaltige Eichenpfähle waren tief in den Boden des Sees eingerammt und mit Bohlen verbunden. Auf diesen ruhte eine Plattform, die eine Anzahl kreisförmiger, strohgedeckter Hütten trug. Einer jeden gegenüber war an dem Geländer, das die Plattform umgab, ein Boot angebunden. Aus einer der Hütten trat jetzt ein weißbärtiger Mann in kurzem Fellrock, eine Bernsteinkette um den Hals, der Häuptling. Die Gäste begrüßten ihn höflich, und er führte sie in seine Hütte. Binsenbündel, mit Fellen bedeckt, dienten als Sitze. An den Wänden sah man Waffen und Geräte aller Art hängen. „Einst hat unser Stamm hauptsächlich von Fischfang und Jagd gelebt,“ sagte der Häuptling, auf einen fragenden Blick seiner Gäste, „aber das reicht nicht mehr aus. Auf dem Lande hat jetzt jede Familie ihren Acker, wo sie Gerste und Hirse sät, einzelne bauen auch schon Weizen. So könnt ihr bei jeder Hütte die steinerne Quetschmühle sehen. Meine jüngeren Stammesgenossen haben vor einigen Jahren den Flachs eingeführt, und das Leinen gefällt ihnen als Sommerkleidung sehr gut. Vieh können wir noch nicht so sehr lange haben. Noch heute erzählt man von dem Streit, den die Alten einst darum hatten. Manche wollten nicht so eng mit dem Festlande verbunden sein. Doch nun berichtet mir von dem Leben eures Volkes!“

„Wir wohnen nicht so gut wie ihr,“ antwortete der stattliche Fremde mit einem leichten Seufzer. „Kleine Bohngruben mit Dächern aus Flechtwerk müssen uns genügen. Sie sollen vor allem das Feuer schützen und uns vor Nässe bewahren. In der guten Jahreszeit halten wir uns so viel wie möglich im Freien auf. Dafür ist unser Viehstand wohl

¹ Bernstein wird unter dem Namen „Elektron“ schon in der Odyssee erwähnt. Er wurde im ganzen Orient zum Räuchern und zur Anfertigung von Schmucksachen benutzt und hoch geschätzt.

reicher als eurer; wir haben Schafe, Ziegen und Schweine in Menge. Auch Rinder besitzt mancher von uns, sie sind aber kleiner als der Urstier unserer Wälder. Dazu treiben wir Handel mit den Völkern jenseits des großen Flusses (Elbe).“

Der Abend sah die beiden Fremden beim Mahle, zu dem der Häuptling noch einen angesehenen Stammesgenossen geladen hatte. Zwar hatte der Herd die Hütte mit Rauch gefüllt, aber darum machte sich niemand Sorgen, denn die Wärme des Feuers hinderte das Eindringen des feuchten Seenebels. Alle erwiesen dem Mahle die angemessene Ehre. Zunächst gab es Brei aus zerquetschtem Korn in Gefäßen aus Ton; die waren kunstvoll mit freier Hand hergestellt und mit eingedrückten Linienmustern verziert. Dann folgte die mächtige Keule eines Hirsches, von der sich jeder nach Gefallen herunterschnitt. Schließlich wurden die Beinnochen gespalten und mit besonderem Genuß das Mark herausgeholt. Die kupfernen Messer der Fremden erregten viel Staunen, trotzdem sie auch nur die Form des Steinmeißels hatten. Sehr erfreut war der Häuptling, als ihm der Fremde mehrere Kupfergeräte als Gastgeschenke anbot. Dieser lobte die kunstvolle Arbeit, welche die Feuersteinmesser der Pfahlbauern auszeichnete. „Mit Wasser und Sand bekommen wir den feinen Schliff heraus,“ sprach voll Stolz der eingeladene Pfahlbauer, der die „Steinwerkstätte“ leitete. Während dieser Unterhaltung erhielt der Häuptling die Meldung des „Nachtpostens“, daß in allen Hütten das Feuer gelöscht sei — nächtliche Feuersbrunst war das Schlimmste, was dem Pfahlbau zustoßen konnte — und darauf begab man sich zur Ruhe.

Am anderen Morgen waren die Fremden wieder auf dem Festlande. Zunächst zeigte der Häuptling ihnen den Begräbnisplatz, der eine Anzahl „Hünengräber“ von etwa 30 Meter Länge und entsprechender Breite enthielt. Jedes Grab bestand aus einer Anzahl aufrecht stehender Granitblöcke (Tragsteine), auf denen drei oder vier Decksteine ruhten. Es diente einer Familie für ihre gesamten Angehörigen. Das Grab zerfiel in mehrere Kammern, deren jede einen Toten liegend oder sitzend aufnehmen konnte. Seine Waffen, auch sonstiger Besitz, sowie Speisen wurden ihm mitgegeben; zu bestimmten Zeiten, mindestens einmal im Jahre, wurde in der Opferkammer ein Totenopfer dargebracht, um die zurückkehrenden Seelen der Angehörigen zu erfreuen.²

Dann kamen die Drei am „Zimmerplatz“ vorbei. Zwei junge Leute waren gerade beschäftigt, mit Feuer einen Baumstamm auszuhöhlen, um für ein schadhafes Boot Ersatz zu schaffen. Bei der „Steinwerkstatt“ trafen sie den Bekannten vom Abend zuvor wieder. Dieser zeigte ihnen

¹ Hünengräber sind erhalten zu Naschendorf bei Grevesmühlen, zu Ratelbogen bei Bügow, Groß Görnow bei Sternberg u. a. a. D.

die verschiedenartige Tätigkeit seiner Genossen. Der Eine spaltete die Feuersteine, der Zweite gab ihnen die gewünschte Form, der Dritte polierte sie. Besonders gefiel es den Fremden, wie mit einem Drillbohrer Äxte aus weichem Grünstein mit Schaftlöchern versehen wurden. Doch der Meister sagte lächelnd, dabei auf einen Abfallhaufen deutend: „Auch wir sind nur Menschen! Mißratene Anfängerarbeiten seht ihr hier. Aber auch dem Erfahrenen zerspringt gelegentlich ein fast vollendetes Stück durch einen unglücklichen Schlag, oder es platzt, wenn die Bohrung nicht an richtiger Stelle begonnen ist.“

In einigen Tagen hatten die Fremden durch Vermittlung des Häuptlings genügend Bernstein eingetauscht und verließen die gastfreien Pfahlbauern. Diese versprachen, den Besuch zu beiderseitigem Nutzen bald zu erwidern.

5. Die Bronzezeit (2000—750 v. Chr.).

Das Jahr 1500 war gekommen. Räuberische Feinde hatten einen Zug gegen den Stamm unternommen, der in der Nähe des heutigen Neubukow wohnte. Sie wurden abgeschlagen. Aber unter den Gefallenen war auch der Häuptling des Stammes. Drei Tage gellte die Totenklage der Weiber, und jeder Krieger trug die Abzeichen der Trauer. Inzwischen begann man mit den Zurüstungen, dem Erschlagenen die letzte Ehre zu erweisen. Auf einer Anhöhe nahe der Küste, in der Richtung von Osten nach Westen, wurde eine tiefe Grube ausgeschaufelt; den Boden bedeckte man mit einem Steinpflaster. Von den Eichen, die auf dem Gehöft des Häuptlings standen, wurde die stärkste gefällt; der Stamm wurde in der Mitte gespalten und ausgehöhlt, bis der „Totenbaum“ fertig war.

Als der Tag der Bestattung gekommen war, rief der Priester den Stamm zur Totenfeier zusammen. Am Begräbnisplatz wurden dem verbliebenen Helden zwei Sklaven und das treue Roß zum Opfer gebracht; ja sogar sein Weib wollte ihm ins Reich der Schatten folgen. Dann zeigte man den Toten noch einmal seinem Volke: das lange wollene Gewand war mit goldener Bügelnadel (Fibel) geschlossen, am rechten Handgelenk trug er den goldenen Armring, das Zeichen seiner Würde, und im Arme ruhte ihm das breite Schlachtschwert aus schimmernder Bronze³ mit Horngriff. So hatte er auch nach seinem Tode alles, was ihm im Leben teuer war. Das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt, wurde die Leiche in den Eichenfarg gebettet. Zwei schwere Steine hielten den Deckel zu, der Seele die Rückkehr auf die Oberwelt zu wehren. Zu Füßen des Sarges stand der Tonkrug mit Speisen für die Wanderung ins Jenseits. Bald wirbelten um die Anhöhe schwarze Rauchwolken von den Scheiterhaufen, auf denen die Leichen der Sklaven

³ Die Bronze besteht durchweg aus neun Teilen Kupfer und einem Teil Zinn.

verbrannt wurden. Inzwischen füllten die Kampfgenossen des toten Hel- den die Grube mit Steinen aus. In einem Nebengrabe wurde die Leiche der Gattin beigesezt, während gesondert davon die zerbrannten Gebeine der Sklaven geborgen wurden. Über dem Ganzen wurde ein mächtiger Erdhügel gewölbt (Regelgrab), und ringsherum ein Steinkranz von hohen Granitblöden errichtet, als Zeichen des Bannes für die Außen- welt.⁴ So grüßte der Häuptling noch nach dem Tode die Seinen, wenn ihre Schiffe sich auf der See tummelten.

Fünf Jahrhunderte waren verflossen, und unsere Freunde waren keineswegs in der Entwicklung zurückgeblieben. Seit langem bezog man das Bronzegerät nicht mehr von herumziehenden Händlern, sondern tauschte die Bronze im Rohzustande in dem Handelsplaze an der Elbe ein und goß nach eigenem Geschmack Waffen und Schmudsachen. Waren sie in der früheren Zeit hauptsächlich mit Spiralmustern geziert ge- wesen, so herrschten jetzt Wellenbänder und Ähnliches vor. Neben Dolch und Lanze war das Schwert die Hauptwaffe geworden. Das bronzene, mit Streifen gemusterte „Hängebecken“, das jeder wohlhabendere Haus- halt aufwies, enthielt Schmudsachen verschiedenster Art: Finger-, Arm- und Halsringe, meist gedreht und recht unbequem, daneben Gewand- nadeln verschiedener Form und Ketten aus Perlen von Bernstein oder gar ägyptischem Glas. Bisweilen trug die Hausfrau am Gürtel die Schmudose mit kleinen Goldstangen zum Abschneiden, die Vorläuferin unserer heutigen Börse. Ja, schon fand sich bei Einzelnen eine besondere Kostbarkeit, eine Nadel aus dem neuen seltsamen Metall, dem Eisen.

Der Stamm war reich geworden, — wir sehen in der Bronzezeit den glänzendsten Zeitraum unserer Vorgeschichte — und so hatte sich auch der Unterschied zwischen Häuptling und Mannen verringert. Der Leichen- brand war jetzt für den Stammeshäuptling wie für den letzten Sklaven üblich, und die Seelen konnten nicht mehr zurückkehren. Das Grab galt nicht mehr als Wohnsitz des Toten. Deshalb wurde die Aschenurne in einem kleinen Steingewölbe oder einer Steinkiste geborgen; ringsherum häufte man Erde an, und das Ganze hob sich nur wenig von der Nach- barschaft ab.⁵ Die Beigaben waren sehr gering. Später erfolgte gar die Bestattung in ganzen Urnenfeldern dicht unter der Erdoberfläche.

⁴ Gruppen von Regelgräbern finden sich bei Wismar-Neubukow (Zusammenhang mit der See) Güstrow-Sternberg-Goldberg (die reichste Gruppe), Bülow-Neukloster (besonders sagen reich). Durch den Inhalt wertvoll sind die Gräber von Pectatel bei Schwerin (Kessel- wagen, Tafel der Unterirdischen).

⁵ Jungbronzezeitliche Einzelgräber finden sich bei Parchim und Lübz, Urnenfelder besonders im Süden des Landes, z. B. bei Ludwigslust. Gruppen von Urnen werden bisweilen nach außen durch einen Steinkranz bezeichnet (Voitin, Spornitz). — Oft knüpfen sich Sagen von den Unterirdischen, von der goldenen Wiege und anderen Schätzen, auch Verzauberungs- sagen, an Grabstellen an.

4. Die Eisenzeit (750 v. Chr.—400 n. Chr.).

Aus der Zeit Alexanders des Großen haben wir den ersten Bericht eines Zeitgenossen über unser Vaterland. Ein kühner Reisender ist damals vom Mittelmeer bis zu den friesischen Inseln vorgedrungen. Die Begierde nach dem „brennbaren Gold“, dem Bernstein, hat ihn wohl zu seiner Fahrt bewogen; bezeichnet er doch das ganze Küstengebiet als das „Bernsteinland“.⁶ Es sind immer noch Germanen, die unsere Heimat bewohnen, vor allem die Teutonen. Als diese sich später mit den Cimbern zu ihrem Zuge nach dem Süden verbinden, den Marius an den Pforten Italiens zerschlug, siedeln sich im Westen des Landes Vangobarden an, in der Mitte wohl Warnen. Die riesigen Urnenfelder dieser Zeit lassen vermuten, daß Übervölkerung wohl der Hauptgrund der Auswanderung gewesen ist.

Wohl hatte das Eisen schon um 750 seinen Einzug in Mecklenburg gehalten, aber die Bronze wird noch weiter benutzt. Das zeigen die sogenannten „Wendischen Kronen“, besonders die von Langen Trechow bei Bülow. Lange Zeit hat man sie für ein Zeichen wendischer Fürstentherrschaft gehalten; jetzt schätzt man sie weit älter und sieht sie als eine Art Turbanschmuck an. — Aus dieser Zeit stammen auch die germanischen Burgwälle.

Immer stärker warfen die Ereignisse im Römischen Reiche ihren Wellenschlag nach Norden. Von römischen Kriegsheeren bleibt unsere Heimat zwar unbelästigt; über die Elbe ist wohl kein römisches Heerhaufe vorgedrungen. Aber ein Anderer unternimmt es, Mecklenburg für Rom zinsbar zu machen: der römische Kaufmann. Luxusgegenstände sind es vor allem, die er nach Norden schickt, Tafelgeschirr aller Art, aus Bronze oder Silber gearbeitet. Daß es nicht immer sachgemäß gebraucht ist, zeigt der römische Mischkrug im Schweriner Museum, den ein Häuptling ausgerechnet zur Aschenurne bestimmt hat.

Feindliche Angriffe, Landnot und Abenteuerlust rufen im vierten Jahrhundert n. Chr. die Völkerwanderung hervor. Der „Zug nach dem Westen“ wird herrschend in der Geschichte, und ihm unterliegt auch Mecklenburg. Ein Stamm nach dem anderen löst sich von dem Heimatboden, und um 500 erscheint unser Vaterland menschenleer. Doch wenige Jahrzehnte später ist es wieder besiedelt; an die Pforte der Geschichte pochen die Slaven.

⁶ Unter dem „Bernsteinfluß“ des Altertums wird jetzt, wohl mit Recht, die Elbe verstanden; auch Helgoland spielt bei dieser Auffassung eine Rolle. Mittelalterliche Berichte bestätigen, daß früher die Bernsteinausbeute im Südwesten der Ostsee von großer Bedeutung gewesen ist.

2. Kapitel. Im Wendendorf (um 780).

Ein böser Tagesmarsch war es, den der Franke Aistulf hinter sich hatte. Von der Elbe war er mit seinem slavischen Führer und geringem Gefolge aufgebrochen, um den Bund Karls des Großen mit dem Obotritenfürsten Wižan zum Abschluß zu bringen, durch den dieser Hilfe gegen die übermächtigen Wilzen gewann. Auf heimlichen Wegen waren sie durch den Wald vorgeedrungen, um lästige Frager zu vermeiden. Moräste und Nebel hatten sie aus der Richtung gebracht. Als der Sonnenuntergang nahte, mußte der Wende mißmutig gestehen: „Herr, die Burg des „Rnese“ erreichen wir heute nicht mehr, ich kann kaum bestimmen, wo wir uns befinden.“ Ein Fluch war die Antwort, dann fuhr Aistulf fort: „Nun so bringe uns irgendwo unter Dach, Zurizlav; keine weitere Nacht bringe ich im Walde zu. Ich habe genug vom Brüllen eurer Wildstiere, und ob unser Kreuz den Angriffen Eurer Jagdgöttin auf ihrem eigenen Boden widersteht, möchte ich nicht versuchen.“ Der Wende nickte unterwürfig und wechselte die Marschrichtung. Nach einiger Zeit sah man den Rauch einer menschlichen Ansiedlung. Inzwischen wurden einige bewaffnete Männer sichtbar. Schläfenring und runder Hut bezeichneten sie schon von ferne als Wenden. Wenige Worte, ein mißtrauischer Blick, dann forderte einer der Ankömmlinge die Fremden zum Folgen auf.

Sie waren an das Dorfstor gekommen, das der herbeigerufene Älteste hatte öffnen lassen. „Der Gast meines Fürsten ist auch mein eigener,“ sprach er höflich zu dem Ritter, „betrachte das Haus Deines Knechtes als Eigentum, solange Du dort verweilest.“ Mit diesen Worten führte er die Franken zu seinem Gehöft. Der erste Anblick war nicht ermutigend. Auf Holzfachwerk, das mit Flechtwerk und Lehmbewurf (Klehmstaken) ausgefüllt war, ruhte ein niederes Strohdach; aber der Herd verbreitete angenehme Wärme, und die Bänke waren mit Fellen und Decken belegt. Doch als der Gesandte die hölzernen mehrköpfigen Götzenbilder an einer Seite der Wand sah, schlug er unwillkürlich ein Kreuz. Aber schon bot der Hausherr ihm den Willkommenstrunk, ein Horn mit Met, und dann wurde das Mahl aufgetragen: Fische, ein saftiger Schinken, dazu kräftiges Roggenbrot. Eingemachte Pflaumen in einem dunklen, mit Wellenlinien verzierten Gefäß bildeten den Beschluß. Das Horn wurde aus einem großen Krüge noch mehrmals gefüllt. Dann streckten sich die Franken auf Schaffellen unbekümmert zur Ruhe aus, war doch die Gastfreundschaft selbst den unzuverlässigen Wenden heilig.

Doch der folgende Tag brachte böse Überraschung. Der Gesandte hatte sich im Walde den Fuß vertreten und war zu jedem Schritt un-

fähig. „Zwei Tage Ruhe sind das Mindeste,“ erklärte Jurizlav sachgemäß. „So mußt du mir die Zeit durch deine Erzählungen kürzen,“ war die Antwort Wistulfs, „meine Begleiter mögen in der Nähe jagen, damit wir nicht dem Hausherrn den Rauchfang leer zurück lassen beim Scheiden.“

Es geschah, wie bestimmt, und Jurizlav berichtete folgendes: „Seit sechs Menschenaltern (550) wohnt unser Volk im Lande. Mein Stamm, die Obotriten, hat Burg Wiligard, nördlich des Schweriner Sees, als Mittelpunkt und reicht bis in die Nähe der Warnow, wo sich die Warnaber anschließen; auch Schwerin ist eine unserer Burgen. Alle Stämme westlich der Warnow stehen unter Wikans Oberherrschaft. Die Wilzen (Liutizen) im Osten aber kennen keinen gemeinsamen Fürsten; jeder Teil, wie die Kessiner, Tollenser und Redarier, lebt für sich. Kommen Feinde, so flüchten wir uns mit unserer Habe in die Burgwälle.⁷ Sie sind meist durch Sümpfe geschützt und kaum einzunehmen, vielfach enthalten sie auch Tempel. Die Wilzen haben besonders viele Fluchtburgen, da sich dort die einzelnen Stämme öfters befehden; bedeutet doch der Name Redarier in der Sprache der Nemici, der Germanen, ‚die Kriegerischen.‘“ „Verehrt Ihr auch Wodan und Donar, wie die argen Sachsen?“ fragte Wistulf, und der Wende entgegnete mit Abscheu: „Wir verachten diese Götter ebenso wie Ihr Christen. Sie haben ja nicht einmal Bilder und Tempel. Groß aber ist unser Gott Radegast und verleiht Sieg denen, die ihn für eine gute Sache anrufen. Wir verehren ihn auch auf Höhen und an Quellen, bei den Wilzen hat sein Tempel zu Rethra besonderes Ansehen; ein heiliges Pferd zeigt dort seinen Willen an. Viele glauben aber, Swantewit auf Arkona (Rügen) sei mächtiger, zeigen doch die vier Köpfe der riesigen Gestalt, daß er die Herrschaft der Welt in allen Himmelsrichtungen für sich beansprucht. Sein Oberpriester hat denn auch bei den Ranen, welche die Insel und das benachbarte Festland bewohnen, mehr zu bedeuten als der König selbst.⁸ Prunkvoll sind die Feste der Götter, wenn die Jahreszeiten sich wandeln, und Schande dem, der dabei den Met schont.“ „Nun, solchen Götterdienst kann man sich gefallen lassen,“ meinte der Franke lachend, „der ist bequemer als unsere Fasttage!“

⁷ An Burgwällen sind bisher etwa 150 festgestellt. Aus ihnen treten zwei Verteidigungslinien hervor, die obotritische im Westen mit Schwerin (Schloßinsel), Dobin (am Nordende des Sees), Wiligard (Mecklenburg), Flow, Bukow, Alt Gaarz (Ostsee), und die wilzische Linie am rechten Warnowufer, von Sternberg bis Rostock, mit Bülow (Hopfenwall) und Werle.

⁸ Während das Heiligtum des Swantewit noch heute sichtbar ist, dauert die Suche nach Rethra schon Jahrhunderte. Lange hielt man Wustrow, die Fischerinsel, in der Tollense, für den Ort des Heiligtums, während es auf Grund neuerer Ausgrabungen am Lucinsee bei Feldberg vermutet wird.

Inzwischen hatten die Dienstmannen sich unter Führung des Hausherrn ins Freie begeben. Zunächst betrachteten sie aufmerksam das Dorf selbst. In der Gestalt eines Hufeisens war es angelegt; der Eingang, der sie gestern empfangen hatte, war der einzige und führte auf den Dorfplatz, dem die Giebelseiten der acht Gehöfte zugekehrt waren. Er bot Platz für das Vieh (Rühe), soweit es nicht die Nächte in den Ställen zubrachte; der Tränkteich enthielt reichlich Wasser. An jedes Haus schloß sich ein keilförmiger Garten an. Das Ganze umgab ein runder Palisadenzaun, teilweise durch Dornestrüpp verstärkt. Ein germanisches Geschlecht hatte es einst angelegt; aber als die Slaven ins Land kamen, hatten sie die verlassenen „Kundlinge“ unverändert übernommen; denn sie ließen sich gut verteidigen. Dann ging der Trupp durch die Ackerflur, deren Sandboden mit hölzernen Hakenpflügen bestellt wurde. „Wir bauen Roggen, Hafer und Gerste,“ berichtete der Hausherr auf eine Frage, „und jedes Jahr wird der Dorfader, je nach der Zahl der Hausstände, neu verteilt. Das Korn mahlen die Frauen auf Handmühlen; auch die Sklaven, die wir im Kampfe gegen die Sachsen gewonnen haben, müssen bisweilen mitzugreifen.“

Am See zeigten mehrere Rähne, daß der Fischfang eine große Rolle spielte. „Unsere Stadt Kerik am Meer betreibt weit hin Handel mit Fischen, aber auch mit Salz, Honig und Sklaven,“ äußerte der Hausherr voll Stolz. Ehe sie in den Wald gelangten, gingen sie an einem öden Platz vorbei; er war von Linden umgeben, in denen die Bienen summten. „Dort bestatten wir unsere Toten,“ lautete die Auskunft, und schauernd sahen die Franken die halbverbrannten Gebeine auf den Brandstellen liegen. Dann nahm der Wald die Jagdlustigen auf, und die Jagdgöttin erwies sich gnädig. Ähnlich verlief der folgende Tag.

Als Wistulf seinen Weg fortsetzen konnte, schenkte er dem Dorfältesten einen schönen Ring zum Dank für die Gastfreundschaft. Doch noch oft dachten die Franken an die eigenartigen Eindrücke wendischen Lebens zurück.

3. Kapitel. Die Kämpfe mit den Deutschen.

1. Unter den Sachsen- und Frankenkaisern.

Unter Karl dem Großen waren Obotriten und Wilzen zu Untertanen des Reiches geworden. Aber um 900 gelang es den Wenden, die völlige Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Sie nutzten sie zu verheerenden Raubzügen aus. Da kam das tatkräftige sächsische Haus auf den Königsthron. Schon zur Zeit Heinrichs des Städtebauers verspürten auch die Medlenburger, daß ein schärferer Wind aus dem Westen wehte. Vergebens versuchten sie sich der Forderung von Tributen zu entziehen;

eine schwere Niederlage zwang sie, sogar die Predigt des Evangeliums zuzulassen. Unter Otto dem Großen wurden die Slavengebiete gar in deutsche Markgraffschaften eingeteilt; der Hauptteil Mecklenburgs wurde die „Billungische Mark“, so genannt nach ihrem Markgrafen Hermann Billung. Tollenser und Redarier gehörten der Nordmark an, die dem Markgrafen Gero unterstand, dem gefürchtetsten Manne im Slavenlande. Damit war Mecklenburg von neuem dem deutschen Reiche eingegliedert. Doch die Empörungen dauerten fort. Wohl siegte Otto der Große an der Refe (wohl Oberlauf der Elbe) mit Markgraf Gero über die vereinigten Heere der Obotriten und Wilzen (955) und hielt ein strenges Strafgericht ab. Es kam dahin, daß das Wort Slave, das ursprünglich Ruhm bedeutet, eine Bezeichnung für die niedrigsten Knechte wurde. Aber als Kaiser Otto II. fern in Italien von den Arabern eine Niederlage erlitt, da glaubten die Wenden auch ihre Zeit gekommen. Hamburg sank unter den Brandsadeln der Obotriten in Asche, und bald waren die Spuren des Christentums wieder beseitigt. Niemand brauchte mehr „Wendepfennige“ an Bischof oder Markgrafen zu zahlen.

Von neuem kam es zu Versuchen, das Christentum in Mecklenburg einzuführen, als Erzbischof Adalbert von Bremen, der Erzieher Kaiser Heinrichs IV., sich zum Herrn des Nordens machen wollte. In enger Verbindung mit ihm wirkte Gottschalk, ein obotritischer Fürstensohn, einst Klosterschüler, dann Räuber, dann dänischer Lehnsmann, schließlich durch eigene Kraft Fürst der Wenden bis zur Peene. Schon waren zwei Bistümer, Rügenburg und Mecklenburg, errichtet, schon predigte Gottschalk selbst seinem Volke das Evangelium, da wurde Adalbert von Bremen gestürzt (1066). Wiederum ging von Rethra eine Erhebung des Heidentums aus. Gottschalk selbst wurde erschlagen — der Überlieferung nach am christlichen Altare —, alle Kirchen und Klöster wurden zerstört. Den greisen Bischof von Mecklenburg führten die Wenden im Triumph durch das Land nach Rethra, hieben ihm dort Arme und Beine ab, steckten seinen Kopf nach wendischer Sitte auf einen Spieß und brachten ihn dem Radegast zum Opfer. Immer mehr kam man zu der Einsicht: Friede mit den Wenden ist unmöglich. Zwar wurde Rethra, „der Sitz alles Übels“, von den Deutschen zerstört, aber auf die Dauer faßte das Christentum keinen festen Fuß bei den Wenden; erst deren Vernichtung bahnte ihm den Weg.

2. Heinrich der Löwe und Niklot.

Bald fand sich der Mann, der das Wendentum in unserer Heimat endgültig niederwarf und Mecklenburg zu einem deutschen Lande machte: Heinrich der Löwe. Sein Ziel war, die Herrschaft seines Hauses bis zur Ostsee und Oder vorzuschieben; betrachteten seine Untertanen doch seit

langem schon die wendischen Gebiete als sächsisches Vorland. Wenn es möglich war, so erhob Sachsen dort Tribute, sonst begnügte es sich mit den Handelsbeziehungen. Vor allem war Sachsen schon seit langem bemüht, andere Bewerber um diese Gebiete fernzuhalten. Da waren besonders die Dänen, die schwer unter wendischem Seeraub zu leiden hatten. Auch Markgraf Albrecht der Bär, der Herr der Nordmark, schien Neigung für Mecklenburg zu haben; das hätte seinem Ansiedlungsgebiet eine schöne Abrundung gegeben!

Doch die Folgezeit führte die drei Herren — in Dänemark herrschte damals Waldemar I. — zusammen. Gerade erfüllte der Aufruf für den zweiten Kreuzzug ganz Deutschland. Aber sollte man nebelhaften Zielen im fernen Orient nachjagen? Gab es nicht für die Deutschen Wichtigeres und Näherliegendes? Lebten doch im Norden und Osten die Heiden unmittelbar an der Grenze des Reiches!

So brachte das Jahr 1147 den Kreuzzug der Norddeutschen gegen die Wenden. Unter dem Kreuz auf der Weltkugel als Abzeichen drangen zwei Heere in Mecklenburg ein. Albrecht der Bär nahm die Burg Malchow im Lande der Wilzen ein, kam aber nicht über Demmin hinaus. Heinrich der Löwe wandte sich inzwischen gegen den Westen.

Im Obotritenlande herrschte damals Niklot. Auf der Höhe des Lebens stehend, war er ein echter Kriegermann und geborener Herrscher. Von der Warnow bis an die holsteinische Grenze wurde er widerspruchslos als Oberherr anerkannt. Kampfeslustig, freiheitsliebend, verschlagen wie alle Wenden, setzte er alle Kraft daran, sein Volk von sächsischer Herrschaft und christlichem Glauben frei zu erhalten.

Nach Dobin, einer Burg nördlich des Schweriner Sees, hatte Niklot sich mit den Seinen zurückgezogen und leistete den Belagerern tapferen Widerstand. Diese kamen wenig vorwärts; war doch die Burg durch Sümpfe genügend geschützt. Da konnte auch Unterstützung durch die Dänen kaum helfen. Diese erlitten sogar schwere Verluste durch einen wendischen Ausfall. Und ihre Flotte, die in der Bismarcker Bucht lag, geriet durch die Ränen, Niklots Verbündete, in ernste Gefahr. So gaben die Dänen schleunigst die Belagerung auf und fuhren nach Hause.

Nun schloß Heinrich auf Betreiben seiner Vasallen mit Niklot eine Übereinkunft. Niklot verpflichtete sich, die gefangenen Dänen auszuliefern und die Ausbreitung des Christentums zuzulassen — es gab Tausen in Massen. Dafür zogen die Sachsen ab. So hatte der Herzog den Schein gewahrt und doch den Bundesgenossen keinen Einfluß in Mecklenburg zugestanden. Aber würde Heinrich der Löwe sich auf die Dauer damit begnügen?

Dreizehn Jahre waren verflossen. Sie hatten das Wendentum in steigendem Maße bedrängt. Die christliche Kirche festigte ihre Bistümer auf

slavischem Boden immer mehr. Die Faust des Sachsenherzogs lastete schwerer und schwerer auf dem Lande Medlenburg, seit er sich mit dem Staufenkaiser Barbarossa ausgeföhnt hatte. Schon erwog er, ob nicht die Abgaben einer starken germanischen Siedlerschaft größer sein würden als Slaventribute; schon bedachte er, daß treue, waffengeübte Markmannen besser wären als raublustige Slaven. Während er Medlenburg von Westen und Süden umklammerte, drohte im Norden die aufsteigende dänische Macht. Das natürliche Band mit den Stammesgenossen aber hatte sich gelockert, seit die Pommern sich dem Christentum zugewandt hatten. Medlenburg war zur heidnischen Insel geworden, inmitten der andrängenden Flut des Christentums. Wie lange würde sie dem Andrang der Wogen widerstehen?

Burg Werle⁹ ist es, wo der Untergang wendischer Freiheit erfolgte. Sie lag im Lande der Resser, die längst den Obovitzen untertan waren. An drei Seiten von Sümpfen umgeben, an der vierten von der Warnow umspült, war sie eine natürliche Festung. Besondere Bedeutung hatte sie noch durch die Verbindung mit dem Meere und durch die Nähe der großen westöstlichen Handelsstraße. Dort zog eines Tages eine Schar von Bewaffneten ein, Saumrosse mit sich führend und Viehherden: es war Niklot, der Herr des Landes mit den Seinen.

Wohl waren die Medlenburger beim Wendekreuzzug glimpflich davon gekommen. Aber bald mußten sie den Sachsen wieder Tribute zahlen. Um diese leisten zu können, reichte der Besitz der Wenden nicht aus. Raubzüge nach Dänemark, meist zu Schiff, mußten die leeren Schatzkammern füllen. Für die Dauer eines Römerzuges der Sachsen hatte Herzog Heinrich den slavischen Herrscher durch Eid verpflichtet, Ruhe zu halten. Aber wie konnte man einem Slaven zumuten, Eid und Vertrag zu halten! Um dem Einmarsch der Feinde zuvorzukommen, hatte Niklot einen Anschlag auf Lübed gemacht. Er war mißlungen. Schon waren die Dänen, die sich wieder mit den Sachsen verbündet hatten, in die Warnowmündung eingefahren. Damit wurde die westliche Verteidigungslinie gegen die anrückenden Sachsen wertlos, und die Wenden ließen Schwerin mitsamt den benachbarten Burgen in Flammen aufgehen.

In Werle begann jetzt ein mannigfaltiges Leben und Treiben. Den Landesherrn sah man selbst in Begleitung des Burgvogtes Wall und Palisaden der Feste prüfen. Flüchtlinge kamen und berichteten von den zahlreichen Heerhaufen der Sachsen und ihrer Grausamkeit. Fischer, die mühsam stromaufwärts gerudert waren, brachten die Meldung, daß die Dänen Rostock in Brand gesteckt hätten.

Darauf schickte Niklot kleine Trupps aus, um die Feinde zu beun-

⁹ In der Nähe des Dorfes Werle (Wick) bei Schwaan. Auf dem Burgwall ist ein mächtiger Findling mit der Inschrift „Burg Werle“ aufgerichtet.

ruhigen und ihnen die Lust zu nehmen, sich zu Raubzügen zu zerstreuen. Auch Niklots Söhne, Pribislav und Wertislav, zogen als Führer einer solchen Schar aus. — Aber dann kam ein Abend, dessen alle Burgbewohner nur mit Haß und Grauen gedachten. Die Fürstensöhne hatten den überlegenen Feinden nicht widerstehen können und Mühe gehabt, überhaupt in die Burg zurückzukehren. Da hatte der alte Rede Niklot voll Zorn erklärt: „Nun will ich selbst die Gefallenen rächen und dem Feinde Abbruch tun!“ Aber die Feinde zeigten sich in wendischer List erfahren. Eine Schar sächsischer Knechte näherte sich dem Hinterhalt der Wenden. Allen voraus eilte jetzt Niklot. Doch als er einen Feind mit der Lanze durchbohren wollte, prallte diese auf Eisen: die Sachsen waren Krieger, die über ihre Harnische die Kittel von Troßknechten gezogen hatten. Vergeblich war der Versuch, zu entkommen; von den Feinden umringt büßte der Fürst in tapferer Gegenwehr sein Leben ein.¹⁰ Sein Haupt wurde auf einen Spieß gesteckt und im Triumph in das feindliche Lager gebracht.

Wenige Tage später gab es keine Burg Werle mehr. Wie die Burgen im Westen war auch Werle geräumt und verbrannt worden, denn von Rostock her drohte dänischer Angriff. Frauen und Kinder wurden auf die Schiffe gebracht. Alle Waffenfähigen flüchteten unter der Führung der Fürstensöhne in die Wälder, um von dort den Kleinkrieg gegen die Feinde aufzunehmen. Doch vergebens! Nach einiger Zeit kam unter schweren Bedingungen der Friede zustande. Der Westen des Landes fiel an den Herzog, das war vor allem das Obotritenland. Niklots Söhne erhielten den Nordosten Mecklenburgs. Werle wurde wieder aufgebaut.

Nun richtete sich Heinrich der Löwe im übrigen Mecklenburg häuslich ein. Das Land sicherte er durch Burgen und Ansiedler; sein Ziel war, Mecklenburg allmählich einzudeutschen. Schwerin wurde als deutsche Festung wieder aufgebaut; unter deren Schutz gründete der städtefreundliche Herzog eine Stadt gleichen Namens. Ihr gab er das lübbische Recht; einen Ritter führte sie im Wappen, das war gewissermaßen das Patengeschenk des neuen Landesherrn. Gunzelin von Hagen, ein braunschweigischer Edler, nahm als Statthalter des Landes seinen Sitz auf der Burg. In der Stadt entstand bald eine Niederlassung von Geistlichen. Denn dem Zisterzienser Berno wurde das Bistum Schwerin übertragen, das an die Stelle des früheren Bistums Mecklenburg trat und bis über die Warnow reichte. So war Schwerin in jeder Beziehung der Hauptort des Landes. Die heidnische Wendenherrschaft schien endgültig erledigt.

3. Pribislav.

Unzufrieden saßen die Fürstensöhne Pribislav und Wertislav in dem Gebiete, das der Herzog ihnen gelassen hatte. Wohl waren die

¹⁰ Das Bild „Niklots Tod“ von Th. Schöpfke im Schweriner Museum zeigt dieses Ereignis.

Burgen wiederhergestellt, wohl wagte sich kein Deutscher hinein; aber das Land war im Westen und Süden von den Sachsen umklammert, seine Selbständigkeit nur ein Schein. Und nimmer konnten die Herren es vergessen, daß ihr Stammland in fremden Händen war. Auch dort war man der neuen Herrschaft nicht froh; schwer lastete die „Bojewodniza“, die Steuer an den Herzog, auf den Schultern der Unterworfenen, und oft gab es Zwist mit den deutschen Ansiedlern. Mancher tüchtige Mann hatte es schon vorgezogen, mit den Seinen die Warnow zu überschreiten und sich im Lande seines Fürsten ein neues Leben aufzubauen. So schien es Pribislav nicht tollkühn zu sein, wenn er die alte Herrschaft wiederzugewinnen dachte. Er war der rechte Mann für dieses Unternehmen, kannte er doch die Natur seines Landes wie den Charakter seines Volkes aufs beste. Und dieses hatte unbedingtes Vertrauen zu der Tapferkeit und dem politischen Geschick seines Fürsten. Dafür verzieh es ihm sogar, daß er dem Christentum nicht mit dem leidenschaftlichen Hass seines Vaters gegenüberstand; seine Gattin, eine nordische Fürstentochter, war selbst Christin.

Bald begannen die Zurüstungen. Schiffe wurden gebaut, Waffen geschmiedet, Korn und Vieh beschafft. Vor allem wurde die Verbindung mit den Wenden unter deutscher Herrschaft wieder aufgenommen. Doch die Pläne der Fürsten blieben dem wachsamem Statthalter Gunzelin nicht verborgen. Auf seine Veranlassung rückte Herzog Heinrich von neuem ins Land (1163).

Wieder wurde Burg Werle der Mittelpunkt des Kampfes. Dorthin hatte Wertislav einen großen Teil der waffenfähigen Mannschaft zusammengezogen, zum Kampf bis aufs Messer entschlossen. Die Feste war nach den Erfahrungen der letzten Kämpfe mit allen Mitteln ausgebaut. Während der Belagerung heunruhigte Pribislav mit einer Reiter-schar die Feinde — die umliegenden Urwälder boten genügend Schlupfwinkel — und tat ihnen mancherlei Abbruch.

Doch das Bild änderte sich, als Heinrich der Löwe mit Verstärkungen erschien. Er begann sofort mit dem Bau von Belagerungsmaschinen, wie er sie im Kampf gegen die lombardischen Städte kennengelernt hatte. Hölzerne Türme sah man, von ungewohnter viereckiger Form; aus deren Mitte ragte ein schwerer Balken hervor. Anderswo wurden Türme leichter Bauart errichtet; die waren dafür desto höher und trugen ein flaches Dach mit einer Brustwehr. Bald übertrafen sie die Burgmauern. Grauen ergriff die Wenden, als diese unbekanntes Bauwerke sich eines Tages in Bewegung setzten. In kurzem donnerten die Sturmböcke an die Mauern, während wohlgezielte Pfeilschüsse von den Plattformen die Verteidiger in sichere Deckung scheuchten. Vergeblich wurde ein Ausfall gemacht, die Sachsen hielten Stand. Und dann dauerte es nicht lange,

und Wertislaw, der selbst durch einen Pfeilschuß schwer verwundet war, mußte Unterhandlungen anknüpfen. Schwer genug waren die Bedingungen der Übergabe. Mit dem Schwert im Nacken mußten die Verteidiger — ach, wie gering war ihre Zahl geworden! — vor dem Löwen erscheinen. Wohl schonte dieser ihr Leben, aber sie wurden Geiseln für einen Vertrag, dem sich Pribislaw notgedrungen fügen mußte, und Wertislaw wurde in Ketten nach Braunschweig gebracht. Die Wenden erkannten, „daß der Löwe mächtig ist unter den Tieren und lehret nicht um vor jemand,“ so meldet der Chronist.

Doch kaum ein Jahr dauerte die Ruhe, da stachelte Wertislaw den Bruder zu neuem Kampfe auf. Lieber wollte er sein Leben unter Hentershand verlieren, als weiter schmachliche Gefangenschaft ertragen. Der Anfang des Kampfes war den Wenden günstig, aber der tüchtige Gunzelin war auf seiner Hut. Dann sahen sich beide Parteien nach Verstärkung um. Pribislaw gewann die Hilfe der christlichen Slavenfürsten in Pommern. „Es gilt keinen Kampf von Heiden gegen Christen, sondern wir Wenden wollen uns und unsere Kinder davor schützen, Knechte der Deutschen zu werden,“ hatte er den pommerschen Herren mitteilen lassen. Heinrich der Löwe rief vor allem wieder die Dänen herbei. Zunächst ging der Zug gegen Malchow, das inzwischen von Pribislaws Heer genommen war. Als die Verteidiger die Übergabe verweigerten, ließ der Sachsenherzog den Fürsten Wertislaw im Angesicht der Burg aufhängen. „Seinem eigenen Volke hat er den Tod zu danken,“ erklärte er kühl, „warum hielt es den Vertrag nicht, für den er als Geißel diente!“

Von Malchow sandte der Herzog einen Teil seines Heeres nach Verchen am Kummerower See; dort gedachte er den vereinten Pommern und Mecklenburgern entgegenzutreten. Doch ehe er selbst gefolgt war, kam es zur Entscheidungsschlacht. Die Wenden hatten Friedensverhandlungen angeknüpft, ja sogar Tribut angeboten; doch Ernst war es ihnen damit nicht gewesen, sie hatten nur näheres über die Größe des deutschen Heeres und die Ausdehnung seines Lagers erfahren wollen. Es war ihnen nur zu gut gelungen! In der Morgendämmerung überfielen sie die Deutschen völlig überraschend; trotz tapferer Verteidigung fanden viele den Tod, der Führer an der Spitze. Doch als die Wenden sich plündernd in die Zelte zerstreuten, kam es zu einem Rückschlage. Außerhalb des Lagers hatte sich eine Schar Ritter unter Führung Gunzelins gesammelt; auf die Hilferufe ihrer Knappen kehrten sie zurück und befreiten die Thronen. Was an Deutschen noch lebte, schloß sich ihnen an, und bald war das Heer der Wenden zersprengt. Wie immer, wenn der erste Schlag mißlungen war, hatte auch jetzt der Widerstand des Volkes ein Ende. Mecklenburg lag zu Füßen des Löwen.

Bald erkannte auch Pommern die Lehnshoheit des Herzogs an.

Schon stand Pribislaw vor der Wahl zwischen dem ruhigen Leben des Vandelmanns und dem gehekten Umherschweifen des friedlosen Auf-
rühres, da gab es einen völligen Umschwung. Was den Wenden das
Kriegsglück versagt hatte, das bescherte ihnen die hohe Politik. Herzog
Heinrich brach den Kampf plötzlich ab. Wahrscheinlich fürchtete er, daß
weitere Fortschritte nur den Dänen zugute kämen. Denn diese strebten
nach dem Besitze Rügens, um die Ostseeherrschaft zu gewinnen. Gleich-
zeitig brauchte er aber auch freie Hand gegen andere Feinde. Seine
Macht war zu groß geworden, um ohne Neider zu sein; reichten seine
beiden Herzogtümer mit ihren Marken doch von der Ostsee bis zu den
Alpen. Schon ergaben sich manche Schwierigkeiten mit den benachbarten
Fürsten, ja mit den sächsischen Vasallen selbst. Zwar hatte der Herzog
vor seiner Burg Dankwarderode den ehernen Löwen, der seine Feinde
mit aufgesperrtem Rachen erwartet, als Sinnbild seiner Macht auf-
gestellt; aber auch der Löwe bedarf der Rückendeckung, wenn ihn die
Schar der wilden Hunde umtobt. So gab Heinrich im Jahre 1167
Mecklenburg als sächsisches Lehn an den angestammten Fürsten zurück;
nur der Westen des Landes wurde als Grafschaft Schwerin dem waderen
Günzelin von Hagen zuteil.

Wieder einmal hatte der Sachsenherzog richtiges Urteil gezeigt: Pri-
bislaw hielt ihm zeitlebens die Treue. Christ war er schon vor einiger
Zeit geworden, vielleicht auf Veranlassung seiner Gattin. So beteiligte
er sich auch an dem Zuge König Waldemars gegen die heidnischen Ra-
nen auf Rügen. Hierbei wurde der hochheilige Tempel des Svantewit
auf Arkona zerstört und das riesige Standbild des Gottes zu Brennholz
zerhauen. Bald fesselte der Löwe seinen Lehnsman noch enger an sich;
dessen Sohn gab er die eigene Tochter zur Gattin. — Im Jahre 1170 ver-
lieh Kaiser Friedrich Barbarossa dem alten Vorkämpfer des Slaventums
gar die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Bald darauf folgte dieser
seinem Lehns Herrn bereitwillig auf einer Pilgerfahrt ins Heilige Land.
— Auf einem Turnier zu Lüneburg, das dieser 1178 veranstaltet hatte,
sah Pribislaw sein Ende; durch einen unglücklichen Zufall drang ihm
eine Lanzenspitze in den Schädel. In der Klosterkirche zu Doberan hat er
seine letzte Ruhestätte gefunden.

Ein Jahrhundert währendender Kampf hatte sein Ende erreicht. Mecklen-
burg war unterworfen und für alle Zeiten ein Bestandteil des Deutschen
Reiches geworden. Aber deutsches Land war es damit noch nicht; das
mußte erst die Zukunft bringen.

4. Kapitel.

Mecklenburg wird ein deutsches und christliches Land.

Gunzelin von Hagen und Bischof Berno, das sind die beiden Männer, deren Namen über dem nun beginnenden Abschnitte der Geschichte Mecklenburgs stehen, die es zu einem deutschen und christlichen Lande gemacht haben. Gunzelin hatte sich in den vergangenen Kriegsjahren als ein umsichtiger und tapferer Führer erwiesen. Jetzt zeigte es sich, daß er auch ein kluger, geschickter Friedensfürst war, und sein strenges Gerechtigkeitsgefühl verschaffte ihm auch bei den Wenden hohes Ansehen, obwohl er sich zeitlebens als deutscher Landesherr fühlte. Neben dem Mann des Schwertes steht der Mann des Kreuzes, der Zisterziensermönch Berno. Aus dem Kloster Amelungsborn an der Weser war er einst zum Heere Heinrichs des Löwen gegangen und 1158 ins Land gekommen. Ihn beseelte der Eifer für die Verbreitung des Evangeliums; aber dabei zeigte er verstehende Milde gegen die zur Verzeißlung getriebenen Wenden. Furcht war ihm unbekannt: er begab sich mitten in das Kampfgebiet, um erschlagenen Ansiedlern ein christliches Begräbniß zuteil werden zu lassen, und ebenso predigte er den Wenden das Evangelium, ohne weltlichen Schutz in Anspruch zu nehmen. Ein solcher Mann schien geeignet, die Leitung der christlichen Kirche in dem unterworfenen Lande zu übernehmen. So wurde ihm die Würde des Bischofs von Schwerin zuteil. In dieser Stellung hat er mit Kraft und Geschick lange Jahre gewirkt, so daß man ihn als den Apostel Mecklenburgs bezeichnen kann. Gunzelin wurde der Stifter eines Herrscherhauses, das anderthalb Jahrhunderte lang blühte. Bischof Bernos Einfluß verdankt Mecklenburg die Gründung einer Reihe von Klöstern, die dann für die Geschichte unserer Heimat von Bedeutung wurden.

1. Kloster Doberan und seine Siedlungen.

Im Jahre 1171 sah Mecklenburg einen Zug neuartiger Ansiedler: die Zisterzienser. Bischof Berno hatte aus Amelungsborn den Stamm für ein neues Kloster berufen. Zwölf Mönche und zwölf Konversen (Laienbrüder) unter Führung eines Abtes waren es; ihre Ordensregel verpflichtete sie zur Ausbreitung des Evangeliums und zu praktischer Arbeit. Das Kloster Doberan — das war der Name der neuen Gründung — sollte in erster Linie den Wenden dienen; das war Pribislaws Wunsch. Reich war es ausgestattet; acht Dörfer im Ostseegebiet mit den Mittelpunkten Althof (curia antiqua Doberan) und Kröpelin, wurden sein Eigentum, dazu die ganze bewaldete Gegend zwischen beiden Dorfgruppen — ein Gebiet von großer Fruchtbarkeit.

Der große Besitz fordert tatkräftige Arbeit. Treu den Ordensregeln beginnen die Zisterzienser, den Urwald zu roden und Wirtschaftshöfe anzulegen. Bald ist der ursprüngliche „Konvent“ den steigenden Anforderungen nicht mehr gewachsen, und neue Ordensbrüder strömen dem Kloster zu. Noch einmal ein Rückschlag: Bald nach Pribislavs Ende wird Doberan überfallen, und achtundsiebzig Mönche besiegeln ihren Glauben mit dem Tode. Darauf wird das Kloster an die Stelle der jetzigen Stadt verlegt.

Erst nach einigen Jahrzehnten erhält Doberan das Recht, deutsche Bauern anzusetzen — der Versuch Pribislavs, Mecklenburg mit Wenden neu zu besiedeln, war mißlungen. Jetzt zieht der Abt planmäßig Siedler aus allen Gegenden heran; Pacht, „Wischgeld“ und Zehnt haben sie an ihre „Grundherrschaft“ zu leisten. So haben die Mönche auch von dem Ackerland Nutzen, das sie nicht selbst bestellen können. Von Amelungsborn kommen Flamen; Sturmfluten hatten sie einst aus der Heimat verjagt; jetzt trieb sie die Sehnsucht nach dem Salzgeruch des Meeres wieder aus dem Binnenlande fort. Die Namen Sasse, Holst, Westfal geben uns einen Anhalt für die Heimat der übrigen Siedler. Eigentümlichkeiten des westfälischen Plattdeutsch zeigen sich noch in den Klosterakten des sechzehnten Jahrhunderts, und das helle Blond rein germanischer Stämme zeigt sich im alten Klostergebiet besonders häufig.

Ist der Platz für ein Bauerndorf vermessen, so geht ein Beauftragter des Klosters in seine Heimat und wirbt landhungrige Männer an, meist wohl jüngere Bauernsöhne. Jedem Ansiedler wird ein Streifen der Ortsflur zugewiesen. Senkrecht durch diese wird die Dorfstraße gelegt, dann wird der Platz für jedes Gehöft mit Garten und „Bohrd“ (Koppel) abgesteckt. So entsteht das „Reihendorf“. Der Bauer muß sich sein Ackerland selbst urbar machen; daher ist seine „Hufe“ doppelt so groß wie in altem Ackerlande. Der Niedersachse nennt solches Rodeland „Hagen“, daher tragen viele Dörfer des Klosters diese Bezeichnung, und das ganze Gebiet nennt man heute „Hägerort“. Der Schulze des Dorfes führt die Amtsbezeichnung „Hagemeister“. Gewöhnlich erhält der Gründer des Dorfes dieses Amt; oft setzt er seinen Namen vor die Bezeichnung „Hagen“; so kann man den Ort von den benachbarten Hagendörfern unterscheiden (z. B. Steffens Hagen). Andere Orte führen den Namen des Lieblingsheiligen der Ansiedler, wie das flämische „Baldwinshagen“ (Boldenshagen). Bach und Wiese geben wieder anderen Dörfern ihre Bezeichnung.

So kommt es dahin, daß Kloster Doberan bald rein deutsch ist. Sein Besitz steigt durch Schenkungen und Ankäufe von Jahr zu Jahr. Die Rauffsummen werden bezahlt aus dem Ertrage der eigenen Betriebe, der Mühlen, der Glashütte, der Ziegelei u. a., vor allem aber aus den

Überschüssen der Gutshöfe, die von den Laienbrüdern bewirtschaftet werden. Weithin reicht der Einfluß Doberans, in seinen Besitzungen bringt es gar manche landesherrliche Rechte an sich, so „das Gericht über Hals und Hand“, das hohe Gericht. Dazu kauft es Salzpflanzen in Lüneburg und Dörfer in Vorpommern an, ist also gegenüber staatlichen Veränderungen gesichert. Zahllos sind die Renten, die das Kloster auf ewige Zeiten erwirbt, indem es geldbedürftigen Grundbesitzern ein entsprechendes Kapital auszahlt.

Der gesamte Grundbesitz Doberans umfaßt im fünfzehnten Jahrhundert zehn Höfe und mehr als fünfzig Bauerndörfer. Diese sind durchweg in gutem Stande, denn „Unterm Krummstab ist gut wohnen.“ Auf zwei reiche Kirchdörfer wurde gar der Spottvers geprägt:

Stäbelow un Partentin
Willen of Hansestädte sin.

Unter den Landesklöstern nimmt Doberan die höchste Stellung ein. Auch die äußere Anerkennung fehlt nicht: Das Fürstenhaus erwählt die Kirche zum Erbbegräbnis und gewährt dem Abt das Recht, bei Feierlichkeiten den Bischofsstab zu führen.

2. Land und Leute um 1250.

Es war ein überaus wechselvolles Bild, das Mecklenburg am Ende der Staufenzzeit bot. Der Westen enthielt die Besitzungen des Bischofs von Røzeburg. Das waren meist Dörfer voll tatkräftiger deutscher Bauern, die Pflug und Schwert gleich geschickt zu führen wußten. Wo noch wendische Dörfer vorhanden waren, da hatten sie mit dem deutschen Rechte auch die Verpflichtung deutscher Abgaben annehmen müssen: der deutsche „Bischofstegede“ (Zehnt) brachte dem geistlichen Landesherrn doch mehr ein als die magere Abgabe wendischen Rechts.

Anders sah es im Osten des Schweriner Sees aus. Dort saßen Deutsche und Wenden durcheinander. Anfangs hatten die deutschen Landesherren, Graf und Bischof von Schwerin, versucht, die Wenden völlig loszuwerden. Sie hatten ihnen das Land aufgekündigt, das sie nach Stammesrecht nur als Pächter besaßen, und es mit Einwanderern besetzt. Aber die Vertriebenen waren in die Wälder gegangen und hatten ein Räuberleben angefangen. Zwar hatte Graf Gunzelin den Befehl erlassen, alle Wenden, die man fern ihrer Heimat oder überhaupt des Raubens verdächtig anträfe, einfach aufzuhängen, aber damit war der Grund der Schwierigkeiten nicht aus der Welt. Endlich fand man einen Ausweg. Man ließ den Wenden ihr altes Dorf und geringen Acker. Auf dem Hauptteil ihres Ackerlandes aber wurden deutsche Bauern angesetzt; diese bauten sich ein neues Dorf und legten den Acker in Gewanne. Nur in

einem erwiesen sich die Ureinwohner siegreich: die Einwanderer gaben der Neugründung den alten Dorfnamen. Zur Unterscheidung erhielt sie die Vorsilbe „Düdeschen“, bisweilen „Kirch“, die alte Siedlung dagegen die Vorsilbe „Wendischen“. Dadurch sind die vielen Doppeldörfer mit den Bezeichnungen „Groß-“ und „Klein-“ zu erklären — diese Bezeichnungen traten später vielfach an die Stelle der alten.¹¹ Auf diese Weise haben sich die slavischen Namen auf -ow, -in, -itz sehr zahlreich im Lande erhalten. Gelegentlich blieb ein vereinzelt wendisches Dorf in einer rein deutschen Gegend von Bestand, weil den Einwanderern sein Acker zu schlecht gewesen war. Dann hieß es bei den Nachbarn so lange verächtlich das „Slavekesdorp“, bis der eigentliche Name vergessen war, und das Dorf auch amtlich „Schlaksdorf“ oder „Schlafendorf“ genannt wurde; auch „Wendorf“ ist so zu erklären. In solchen Orten hielten sich reine wendische Rasse und wendische Namensformen besonders lange. Namen auf -an, -ak, -ink, -lav und -loff sind so zu deuten; auch die Verkleinerungsform -ke gehört hierher, vielleicht auch der Name „Wendt“.¹² Nur in den Sandgegenden Mecklenburgs, im Lande Jabel und Weningen, dem Gebiet der Städte Dömitz, Grabow und Wittenburg, hielten sich geschlossene wendische Gebiete lange Zeit hindurch.

Auf keinen Fall dürfen wir die Bedeutung des Wendentums für Mecklenburg zu gering einschätzen, wenn auch „wendische Bevölkerungsreste“ oft schwer festzustellen sind. Immerhin wissen wir, daß die Orte auf -felde und -dorf früher wendische Namen getragen haben. Einem solchen Ort, Hohensfelde, das als eines der Ausstattungsdörfer von Kloster Doberan einst Putecha hieß, wird sogar noch im vierzehnten Jahrhundert der Genuß slavischen Rechts bestätigt. Auch unter den „Kossaten“ scheinen sich viele Wenden befunden zu haben; das waren Handwerker (Schmiede), wohl auch Lohnarbeiter, wie sie auch ein rein deutsches Dorf nicht entbehren konnte. Sie erhielten etwas Acker in einem besonderen Teile der Feldmark und bewohnten eine „Kate“; sie entsprechen etwa unseren heutigen Büdnern.

Das stattliche niedersächsische Haus mit den Pferdeköpfen als Windbrettern, Sauberkeit und Wohlstand zeigen ein Gehöft sofort als deutsch an. Reihendorf und Rundling, Pflug und Hafen, Lehm- und Sandboden sind die Gegensätze, die beiden Völkern noch lange eigentümlich bleiben. Doch bald umschlingt sie trotzdem ein gemeinsames Band, der Glaube an den Christengott.

¹¹ Z. B. Groß- und Kleinbölkow. Die Vorsilbe „Deutsch“ ist in Mecklenburg heute ausgestorben, „Wendisch“ hat sich in Wendisch Priborn u. a. D. erhalten. Selten sind die Vorsilben „Langen-“ und „Kurzen-“. Plattdeutsche Formen kommen nur vereinzelt vor (Lüttenklein.)

¹² Vielfach ist noch heute, vor allem bei Trägern wendischer Namen, die slavische Rasse zu erkennen.

Die Zahl der Kirchen hatte sich im dreizehnten Jahrhundert sehr vermehrt. Und waren es früher Gebäude aus Holz oder höchstens Fachwerk gewesen, mit denen die Christen sich hatten begnügen müssen, so sah man jetzt schon häufig stattliche Bauten aus „Felsen“, den Granitfindlingen des Landes. Gern errichtete man sie auf einem Hügel, der die Umgebung beherrschte. Zwar galt die Auffassung: Worüber die Gloden gehen, das ist heilig, aber trotzdem war der Kirchhof oft ein Ort abergläubischer Scheu für die neugetauften Heiden. Denn häufig waren die Kirchen mit Vorbedacht an Plätzen errichtet, die den alten Göttern heilig gewesen waren.¹³ Und diese lebten, selbst nach der Auffassung der Einwanderer, als Sputzgeister weiter. — Die einzelnen Pfarren waren meist mit zwei bis drei Hufen Ader ausgestattet und hatten ihren Anteil an der Almende; außerdem erhielt der Pfarrer bestimmte Abgaben. Gewöhnlich standen sie unmittelbar unter den Bistümern. Neben Rakeburg und Schwerin hatte das pommerische Bistum Ramin starken Anteil an Mecklenburg.

An Städten war inzwischen eine ganze Anzahl entstanden. Heinrich der Löwe, der Gründer von Lübeck und München, hatte auch in Mecklenburg seine Städtefreundlichkeit bezeugt und schon 1166 Schwerin mit dem Stadtrecht beschenkt. Wie dieses, so sind auch die meisten anderen Städte schon zur Wendenzeit von Bedeutung gewesen. Ein Flußübergang oder ein Tempel hatte veranlaßt, daß sich dort mehr Menschen niederließen als in einem gewöhnlichen wendischen Dorfe. Dann wurde eine Burg dort angelegt, und als der Deutsche gekommen war, hatte er im Schutz der Befestigung eine deutsche Gemeinde gegründet. Nur von einigen Städten wissen wir, daß sie völlig neue Schöpfungen sind, so von Parchim. Es sollte die Besiedelung einer „noch unangebauten und dem Götzendienst geweihten Gegend“ eröffnen. Zeigen auch die Namen der Städte durchaus wendische Form; das „Lübische Recht“, mit dem sie meist ausgestattet werden, macht sie bald zu Hütern des Deutschtums.

Im Osten war die Zahl ritterlicher Besitzungen weit größer als im Westen. Der Ritter hatte durchweg vier Hufen im Besitz. Abgaben brauchte er nicht zu zahlen, dafür diente er dem Landesherrn zu Roß in dessen Feldzügen. Von den Bauern des Dorfes erhielt er Pacht; oft mußten sie ihm auch einige Dienste leisten. Häufig besaß er dort das niedere Gericht. Sein Vorfahr hatte möglicherweise das Dorf selbst gegründet und die Bauern geworben. Ob dieser im Gefolge Heinrichs des

¹³ Die Kirche zu Ressin bei Rostock wurde dem heiligen Godehart geweiht, weil dort früher der wendische Gott Goderaf verehrt wurde. Der Dom zu Schwerin, die Stiftskirche zu Bügow, das Zisterzienser-Monnenkloster zu Rühn stehen an der Stelle alter wendischer Heiligtümer. Letztere beiden sind in heidnischer Zeit wohl gar durch eine Prozessionsstraße verbunden gewesen. Mannigfaltige Sagen knüpfen sich an solche Stätten; viele von ihnen sind mit den Ansiedlern aus Deutschland her gewandert, so der Totentanz.

Löwen ins Land gekommen war, oder ob er unter Niklotts Führung den Eindringlingen Widerstand geleistet hatte, machte für seine rechtliche und persönliche Stellung nichts aus. Nach dem Ursprung der „ritterbürtigen“ Familien fragte man von Jahr zu Jahr weniger. Kaum verrieten noch die Vornamen oder die Wappen, daß die Geschlechter Büschow, Gamm, Rieben (wend. *riba* = Fisch) wendischer Herkunft waren, während die Malkan, Moltke, Plessen aus dem inneren Deutschland stammten. Oft nahm eine Familie den Namen ihres Stammlehns an (Büschow, Levechow).

Im Lande der Redarier war dagegen damals erst der Anfang einer Neubesetzung festzustellen. Das Land war nach dem Wendenkriege an Pommern gefallen und lange Zeit der Schauplatz verheerender Grenzkämpfe gewesen. Eine Veränderung trat erst ein, als „Land Stargard“ 1236 an Brandenburg fiel. Von dort begann jetzt die Besiedelung. Das zeigen die Ortsnamen, wie Neubrandenburg und andere, das erweist auch der Umstand, daß die Städte dort märkisches und nicht lübisches Stadtrecht haben. Das Wendentum wurde hier weit rascher überwunden als im Hauptlande, denn die kriegslustigen Redarier waren zum großen Teil schon den Kämpfen der letzten Jahrzehnte erlegen.

5. Kapitel. Die dänische Gefahr.

Der Sturz Heinrichs des Löwen hatte wohl bei keinem seiner Lehns-träger und Bundesgenossen das Gefühl reiner Trauer hervorgerufen. Durch den Fall der Eiche hatte das kleine Gestrüpp Raum bekommen, und jedes einzelne Stämmchen drängte sich jetzt ans Licht, ohne aber zu ahnen, daß eines dem anderen das Leben erschwerte. Nicht lange dauerte es, da war jedes in Gefahr, sein Dasein zu verlieren.

Niemals war es zum völligen inneren Ausgleich zwischen Heinrich dem Löwen und König Waldemar I. von Dänemark gekommen. Die Hilfe der dänischen Flotte hatte der Herzog gerne angenommen, aber der König hatte sich mit Rügen begnügen müssen; als er mehr begehrte, hatte ihm der Löwe die wendischen Piraten auf den Hals gehetzt. Jetzt kam der Umschwung: was Waldemar vergeblich erstrebt hatte, wurde seinem Sohne zuteil; dieser gewann mit dem Schwerte die Stellung als Schiedsrichter zwischen den regierenden wendischen Völkern. Beide wurden Lehnsleute des Königs. Dann dehnte sein Bruder und Nachfolger Waldemar II. die Dänenherrschaft auf Pommern und die alten sächsischen Grafschaften an der Unterelbe aus. Er hatte sogar die Bestätigung Kaiser Friedrichs II. gefunden, dem er gegen den welfischen Gegenkaiser genügt hatte. Der Hohenstaufe, dem die deutsche Nordmark nur ein

Stein in seinem italienischen Schachspiel bedeutete, hatte dem Könige alle dänischen Eroberungen östlich der Elbe von Reichs wegen abgetreten; zur Macht war also das Recht gekommen. Von Jütland bis Rügen bespülte die Ostsee jetzt dänisches Machtgebiet; die Herren der anliegenden Länder waren Waldemars II. Vasallen.

In der Grafschaft Schwerin war Waldemar nicht einmal hiermit zufrieden. Als sich Graf Heinrich, der Sohn Gunzelins, auf einer Kreuzfahrt befand, setzte sich der König in der Grafschaft selbst fest. Zwar hatte die Kirche bestimmt: Niemand darf den Besitz eines Kreuzfahrers behelligen, doch was fragte Waldemar danach! Auch die Rückkehr des Grafen aus dem Morgenlande änderte darin nichts. Da griff dieser zur Selbsthilfe.

„Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ Das war der Gedanke, der den Grafen im Frühling 1223 an den Hof seines Lehnsherrn begleitete. Bald sollte er Erfüllung finden.

Es war auf einem kleinen Eilande bei Jünen. Am Tage war gejagt worden, der Abend sollte einer anderen Freude gehören. Da war es denn kein Wunder, daß nach schwerem Gelage der König und sein Sohn in tiefem Schlafe im Zelte lagen. Auch das Gefolge hatte nicht zu darben brauchen. So war die Bewachung des kleinen Lagers denn auch nur nachlässig. „Was sollte denn Böses geschehen,“ dachte der Posten und lehnte sich behaglich an einen dicken Baum; bald schlief er ebenso fest wie die Übrigen. — Doch plötzlich wandten sich zwei Gestalten dem Schiffe des Grafen zu und hielten die Segel. Kaum waren sie fertig, so erschien Heinrich selbst mit seinen übrigen Dienstmannen. Sie trugen zwei gefesselte verhüllte Gestalten, die vorsichtig in das Schiff gebracht wurden. Dann kam der halbblaute Befehl: „Haut Löcher in die anderen Fahrzeuge, daß uns niemand verfolgen kann!“ Zehn Minuten später ging der letzte Medlenburger an Bord, die Haltetaue wurden eingeholt, und unter vollen Segeln flog das Schiff der Heimat zu. Dann wurden König Waldemar und sein Sohn — denn diese waren die Gefangenen — in die Feste Dannenberg gebracht und dort in sicherem Gewahrsam gehalten.

Ganz Europa nahm Anteil an diesem Ereignis. Der Papst vergaß, daß in der Person des beraubten Kreuzfahrers Heinrich die Kirche selbst beleidigt war: Der Dänenkönig war ihm wichtiger als Gegenspieler gegen den staufischen Kaiser. Nun befahl er dem Grafen, bei Strafe von Bann und Interdikt, „unseren in Sonderheit geliebten Sohn in Christo“ schleunigst freizulassen. Der Kaiser dagegen versuchte, den wichtigen Gefangenen in seine Hände zu bringen, wie einst sein Vater den englischen König Richard Löwenherz. Denn der politische Vorteil konnte ebenso groß werden wie damals, und dem Grafen hätte die Auslieferung nicht

nur an Geld reichen Gewinn gebracht. In Mecklenburg herrschte selbstverständlich reine Freude; einer der Fürsten datierte gar jede Urkunde jener Zeit: „Im Jahre des Heils 1223, da der Dänenkönig Waldemar gefangen ward“.

Mecklenburg hatte Recht: die Gefangennahme des Königs wurde zum Heile für Norddeutschland. Denn als das dänische Befreiungsheer geschlagen und sein Führer gleichfalls gefangen wurde, zog Dänemark andere Saiten auf. Durch päpstliche Bannflüche ließen sich die nüchtern denkenden Niedersachsen ja nicht stören, solange diese keine Wirkung hatten. Erst nach einer Gefangenschaft von 29 Monaten erhielt Waldemar seine Freiheit wieder, gegen ratenweise Zahlung von 45 000 Mark Silber, 100 Ritteranzüge und verschiedene andere „Kleinigkeiten“. Bis alles erledigt war, mußten des Königs jüngere Söhne als Geiseln dienen. Vor allem aber mußte Waldemar alle Gebiete zwischen Elbe und Eider, dazu die slavischen Lande, an Kaiser und Reich zurückgeben; nur Rügen blieb ihm.

Die Großmachtpläne Dänemarks schienen erledigt. Doch als der König frei war, löste ihn der Papst sofort von seinem Eide, und der Krieg begann von neuem. Aber die Not schmiedete jetzt die eben frei gewordenen Lehnsleute zusammen. Bei Bornhöved traten sie dem dänischen Heere entgegen (1227). Die deutsche Sache siegte, der König selbst wurde verwundet, mehrere seiner Getreuen gefangen. Der Abfall der freiheitsliebenden Bauernschaft von Dithmarschen während der Schlacht hatte das Geschick der Dänen besiegelt.

Der König versuchte keinen neuen Angriff mehr. Doch noch jahrelang dauerten die Schwierigkeiten, bis Dänemark sich bequeme, unter den alten Bedingungen Frieden zu schließen. Damit war die Frage, ob die nordslavischen Gebiete deutsch oder dänisch werden sollten, zugunsten Deutschlands entschieden.

Um das Jahr 1250 zerfiel Mecklenburg, d. h. was wir heute darunter verstehen, in mehrere Teile. Da war zunächst das Gebiet, das Heinrich der Löwe an Pribislaw zurückgegeben hatte, etwa ein Drittel vom Umfange des heutigen Gesamtlandes. Dieses wurde 1229 unter seine vier Urenkel aufgeteilt, denen die gemeinsame Regierung nicht gefallen hatte. Von den vier Linien, Mecklenburg, Parchim-Richenberg, Güstrow-Werle und Rostock starben später die drei letzteren aus, und ihr Besitz fiel an die Hauptlinie zurück. Diese besaß von vornherein den größten Teil des alten Obotritenlandes und hielt zuerst in Mecklenburg Hof, dann in Wismar. Außerdem gab es im Lande die reichsunmittelbaren Besitzungen der Bischöfe von Schwerin und Ratzeburg. Im Osten hatten sich Pommern und Brandenburg festgesetzt, im Westen hatten andere Reichsstände Anteil an mecklenburgischem Boden, außer-

dem bestand dort die Grafschaft Schwerin. Über den größten Teil des Landes hatte das Herzogtum Sachsen die Lehnshoheit.

In der Folgezeit gelangte „Land Rostod“ aus dänischen Händen an die Hauptlinie; es folgte „Land Stargard“, das bisher brandenburgisch war. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde auch die Grafschaft Schwerin erworben.

6. Kapitel. Heinrich I. der Pilger.

Vor einem hohen Geistlichen im goldbestickten Meßgewande kniet ein Ritter mit seinen Dienstmannen, alle geschmückt mit dem Zeichen des Kreuzes, und ringsherum eine gaffende Volksmenge — das war ein Bild, das man im dreizehnten Jahrhundert öfters sehen konnte, denn noch dauerten ja die Versuche fort, den Ungläubigen das Heilige Grab zu nehmen.

Doch als sich der Stadt Wismar im Jahre 1271 dieses Schauspiel bot, da hatte es eine besondere Bedeutung. Der Landesherr selbst war es, der mit seinen Getreuen das Kreuz genommen hatte, Fürst Heinrich I. von Mecklenburg. Vor Jahren hatte er schon in Livland geholfen, das Reich des Gekreuzigten auszubreiten; jetzt wollte er an dem Zuge Ludwigs des Heiligen von Frankreich teilnehmen. Das Land konnte ihn für einige Zeit entbehren, die Regierung lag bei seiner Gemahlin Anastasia in guten Händen. — Der Pater Guardian (Abt) hat seine Rede vollendet, verklungen ist das Lied der grauen Mönche (Franziskaner). Noch ein letzter Abschiedsgruß, dann ist die kleine Reiterschar verschwunden.

Zu Akkon ist es, dem Einfallstor der Kreuzfahrer ins Heilige Land. Im Hofe des Ordenshauses der Deutschritter sehen wir den Fürsten mit den Seinen wieder. Kaum erkennen wir sie; statt der Rüstung trägt ein jeder Pilgermantel und Muschelhut. Die Aussicht auf einen Kreuzzug ist zerstoßen; als unbewaffneter Pilger hofft der Fürst sein Gelübde erfüllen zu können, am Heiligen Grab zu beten, wie einst sein Ahnherr Pribislav.

Und dann vergehen lange Jahre, doch von dem frommen Herrscher hört man nichts. Vergebens sind die Gebete der treuen Gattin; sie schenkt an Neukloster ein Dorf, um dem Gemahl die Fürbitte der frommen Nonnen zugute kommen zu lassen — es scheint nutzlos. Man hält den Fürsten für tot. Um die Vormundschaft entstehen schwere Kämpfe, die am Mark des Landes zehren. Da, nach sechzehnjährigem Schweigen, erhellt eine Nachricht das Schicksal des Fürsten Heinrich: auf dem Pilgerzuge ist er von den Mohamedanern gefangen und mit den Seinen nach Kairo gebracht worden.

Mit Mühe wird eine Summe von 2000 Mark Silber aufgebracht und den Deutschrittern in Akkon als Lösegeld übersandt. Und abermals vergehen zwei Jahre in Furcht und Hoffnung, dann sendet der Orden das Geld zurück. Krieg ist zwischen den Christen in Syrien und dem ägyptischen Sultan ausgebrochen, da ist die Auslösung des Gefangenen ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Eine wehmütige Freude ist es für die Angehörigen, den Rittergurt, eine goldene Spange und andere Wertsachen zurückzuerhalten, die der Fürst vor seiner Pilgerfahrt bei dem Orden hinterlegt hatte. Wie mag es dem Gefangenen ergehen?

Ein freudloses Leben war es, das Fürst Heinrich derweil in Kairo geführt hatte. Wohl ehrte man in ihm den vornehmen Mann; denn vom Range des einfachen Pilgers hatten seine Dienstmänner berichtet. Doch nur vorübergehend wurde die Gefangenschaft durch die Hoffnung auf Befreiung erhellt. Im Gegenteil, der ständige Wechsel der Sultane bedrohte den Fürsten immer von neuem mit gewaltsamen Ende. Sechs Herrscher erlebte Heinrich; von ihnen starb keiner eines natürlichen Todes. Einer nach dem anderen seiner Begleiter sank ins Grab; nur der treueste blieb erhalten, Martin Bleyer, der die Seidenweberei erlernte, seinem Herrn das lange Gefangenenleben zu erleichtern. Längst wurde der fromme „Franke“ vom Volke als Heiliger geehrt. Daher gehörte er zu den Gefangenen, denen im Jahre 1297 ein neuer Sultan die Freiheit schenkte. Bald machte er sich auf den Heimweg: wie würde er die Heimat wiedersehen?

Über Rom zog der Befreite nach Deutschland: von Magdeburg aus sandte er Nachricht von seiner Heimkehr nach Wismar. Bei der Belagerung einer Raubburg traf er seinen Sohn an: mit zurückhaltender Höflichkeit nahm dieser den fremden Pilger auf, der sich seinen Vater nannte und als ein Mann von guter Herkunft erschien. Mehr konnte dieser nicht erwarten. Denn schon zweimal hatte das Fürstentum schwere Enttäuschung erlebt, zweimal waren Betrüger aufgetreten, die sich als den verschollenen Fürsten ausgegeben hatten. Sie waren rasch überführt worden, den Einen hatte man ertränkt, der Andere war bei Sternberg verbrannt worden. So sandte die Fürstin, welcher der Sohn die wunderbare Nachricht überbrachte, dem Ankömmling ihre beiden Räte entgegen. Doch diese erkannten ihren Herrn bald. Wohl erinnerte die hagere Gestalt, das weiße Haar des Pilgers in nichts an den stattlichen Ritter, der vor siebenundzwanzig Jahren ausgezogen war, aber er vermochte auf Erlebnisse und Regierungshandlungen hinzuweisen, die nur dem Fürsten und seinen Vertrauten bekannt sein konnten. So sandten diese der Fürstin die frohe Kunde, und bald traf das hohe Paar zusammen, das nun allein der Tod scheiden sollte. Die Stadt Wismar holte ihren Herrscher feierlich ein. Dieser legte im Reliquienschrein der Kirche

einen Splitter des Heiligen Kreuzes als kostbaren Gewinn seiner Fahrt nieder.

Doch es war nicht eitel Freude, die den Fürsten in der Heimat erwartete. Der jüngere Sohn und die Tochter waren vor ihm gestorben. Die Kämpfe mit den Nachbarn rissen nicht ab. Und Stadt und Land litten unter dem Raubrittertum. So überließ Heinrich dem tatkräftigen Ältesten weitgehenden Anteil an der Regierung, bis er zum ewigen Frieden heimging. In der Volksjage aber lebt Fürst Heinrich fort, und auch seinen getreuen Martin Blener hat sie nicht vergessen.¹⁴

7. Kapitel. Mecklenburg und die skandinavischen Länder.

1. Großmachtpläne.

„Die Ostsee muß ein dänisches Binnenmeer werden!“ Dieses Wort umfaßt die alten Ziele dänischer Politik. Underthalf Jahrhunderte nach der Schlacht von Bornhöved nahm ein dänischer König diese Pläne zum Schaden Mecklenburgs wieder auf. Waldemar IV. war es. Atterdag wurde er genannt; denn sein Grundsatz war: Pläne müssen ausreifen. Er hatte die eine Tochter — Margarete — mit dem Sohne des Königs von Schweden-Norwegen verheiratet, die andere mit dem Sohne Herzogs Albrechts II. des Großen von Mecklenburg; dadurch hatte er enge Beziehungen zu den mächtigsten Fürsten der Nachbarschaft gewonnen. Er hatte Gotland mit Wisby genommen und die hansische Flotte im Sunde vernichtend geschlagen.

Aber dann war der Umschwung gekommen. Die Hanse hatte häusliche Streitigkeiten vertagt und Dänemark im Frieden von Stralsund auf die Knie gezwungen (1370), König Waldemars spottendes Wort von den siebenundsiebentzig Hänsen mit den siebenundsiebentzig Gänsen war zu Schanden geworden. — Zu Lande schien es ähnlich werden zu sollen. Waldemars Pläne auf Schweden waren aussichtslos geworden, als dessen Einwohner ihren untüchtigen König verjagt hatten. Nun konnte auch Waldemars Tochter Margarete mit ihrem Sohn nicht auf Thronfolge rechnen, denn die Schweden sahen sich nach einem neuen Herrscher um. Ihr Blick fiel auf das Haus Mecklenburg.

Dort regierte damals Albrecht II., ein Mann, der durch seine kluge Politik im Norden von sich reden machte. Als er den Thron bestieg, hatte er sich mit einem gerupften Vogel verglichen: wie diesem die Federn fehlten, so habe man ihm seine Schlösser und Burgen weggenommen. Aber bald war Albrecht vorwärts gekommen. Der Kaiser hatte Mecklenburg von der Lehnsheerheit Sachsens frei gemacht und es zum

¹⁴ Am Schwarzen See bei Bülow.

selbständigen Herzogtum erhoben. Durch politisches Geschick erreichte er es, daß sich die norddeutschen und Hansestädte zu einem Landfriedensbündnis zusammenschlossen. Sein dankbares Volk hat ihm mit Recht den Beinamen „der Große“ gegeben.

Aus diesem tatkräftigen Geschlechte holten sich die Schweden ihren neuen König. Herzog Albrechts zweiter Sohn, Albrecht, wurde 1634 nach alter schwedischer Sitte auf den Morastein gehoben (bei Upsala) und tauschte den Treueid mit seinen neuen Untertanen. Mit Hilfe der Hansestädte besiegte er den bisherigen König und zwang ihn zum Thronverzicht. Auch für Dänemark schien damals ein medlenburgischer Prinz als der gegebene Thronerbe: der Nefte des neuen schwedischen Herrn und Enkel Waldemar Atterdags; denn dieser hatte keinen Sohn hinterlassen. Zwei Königskronen sah Herzog Albrecht über seinem Geschlecht schweben: wahrlich es schien, als ob die Ostsee demnächst ein medlenburgisches Binnenmeer werden sollte!

Doch wie eine Fata Morgana zerstob die glänzende Zukunft. Statt des Medlenburgers wurde ein anderer Enkel Waldemars zum dänischen König gewählt, der Sohn Margaretes, die nach dem Tode des Gatten in Norwegen die Regierung führte. Und dazu konnte der Schwedenkönig Albrecht sich auf die Dauer nicht halten. Mit dem Tode seines Vaters, Herzog Albrechts, hatte er seinen stärksten Rückhalt verloren. Sein Volk entfremdete er sich allmählich, denn er war von herrischem Wesen, dazu bevorzugte er für alle führenden Stellen seine Landsleute. Und die Kirche verzieh es ihm nie, daß er Hand an ihren reichen Grundbesitz gelegt hatte; die Einkünfte des Königs waren nämlich keineswegs königlich gewesen.

So bot der Reichsrat die schwedische Krone Margarete von Norwegen an, die nach dem Tode ihres Sohnes auch in Dänemark regierte. Diese nahm das Angebot an und begann sofort den Kampf gegen Albrecht. Vergebens verhöhnte der König sie als „Pfaffenmagd“ und ließ ihr einen Wehstein schiden, ihre Nähnadeln darauf zu schärfen. Das Kriegsglück entschied gegen ihn. Als es zur Schlacht kam, drang er zu kühn über einen halbgefrorenen Morast vor und geriet mit vielen medlenburgischen Edlen in die Hände der Dänin (1389). Im Triumph führte man ihn durch ganz Norwegen und Dänemark, dann verwahrte man ihn in einem festen Schlosse. Ganz Schweden lag in kurzer Zeit zu Füßen der Königin Margarete. Treu blieb allein die deutsche Bürgerschaft von Stockholm.

2. Die Vitalienbrüder.

War das ein Leben in Kostock, als man das Jahr des Herrn 1391 schrieb. Tag für Tag liefen im Hafen mächtige Roggen ein, und jedes Mal ging der Schiffsherr zum Rathause. Dort empfing ihn der präsi-

dierende Bürgermeister mit großer Höflichkeit. Eine kurze Unterredung, und auf ein Klingelzeichen hin erschien der greise Stadtschreiber, eine Urkunde in der Hand. In eine Lücke des Textes trug er den Namen des Kapitäns und des Schiffes ein; dann setzte der Bürgermeister seinen Namen unter das Schriftstück und drückte das Stadtsiegel, den Greifen, in das heiße Wachs der Holzkapsel ein. Ein Handschlag zum Abschied, und mit dem wertvollen Pergament in der Gürteltasche verließ der Fremde befriedigt den Rathausaal. Unter den Gassen draußen aber hörte man flüstern: „Schon wieder ein Vitalienbruder! Wenn das so fort geht, dann gnade dir Gott, Königin Margarete!“

„Not kennt kein Gebot!“ Wohl hatte der tapfere Oheim des gefangenen Königs sofort Stockholm, der treuen Hauptstadt, Hilfe gebracht. Doch sie reichte nicht aus. Vergebens hatte er der Hansa geschrieben: „Helft mir, König Albrecht zu befreien! Ein dänischer König auf dem Thron der drei skandinavischen Länder kann nur euer Feind sein!“ Doch die Hansa dachte: „Handel ist besser als Krieg führen,“ und lehnte jeden Beistand ab. Nur die beiden mecklenburgischen Städte der „wendischen Hansa“ ließen ihr Fürstenhaus nicht im Stich. Ihnen schloß sich die Ritterschaft des Landes an.

Für den Krieg war den Seestädten jedermann willkommen, der ein Schiff führen konnte.¹⁵ Zuerst erschien es als wichtigste Aufgabe, das belagerte Stockholm von der Seeseite mit „Vitalien“, mit Lebensmitteln zu versorgen. Aber Hand in Hand damit ging das Bestreben, die Versorgung der Feinde möglichst zu erschweren, deshalb war den Freibeutern erlaubt, alle Schiffe anzugreifen, die Lebensmittel und Kriegsbedarf für die Anhänger der Königin heranzuführten. Friedliche Kaufahrer sollten sie in Ruhe lassen, vor allem aber die Schiffe der Hansa selbst. Durch die „Kaperbriefe“, welche die Seestädte ausstellten, wurden die Vitalienbrüder nach der Sitte der Zeit als ehrliche Kriegsführende bezeichnet; so war keine Schiffsmannschaft in Gefahr, als Piraten „über die Planke zu marschieren“, wenn sie einem stärkeren Feinde erlag.

Eine buntgemischte Gesellschaft war es, die sich unter der blauen Flagge der Vitalienbrüder zusammensand. Nicht gering war darunter die Zahl mecklenburgischer Adliger; den Einen hatte die Anhänglichkeit an seinen Landesherrn hierhergeführt, der Andere freute sich darauf, jetzt zur See die „Pfeffersäcke“ auszurauben, wie seine Vorfahren es einst zu Lande getan hatten. Da waren kühne Seeleute, die für jedes Abenteuer zu haben waren, da fand sich so mancher, der sich zu Hause nicht mehr sehen lassen durfte, weil ihm der Tod an der Raa winkte.

¹⁵ „Es ließen die von Rostock und Wismar ausrufen, daß so jemand auf eigene Kosten und Beute gegen die Reiche Dänemark und Norwegen abenteueren, rauben, brennen, und nehmen wolle, der solle sich melden.“ (Reimar Koch, Chronik von Lübeck.)

Und wie der Herr, so der Knecht! Hier stand der mecklenburgische Bauer, der seinem Edelmann gefolgt war; ihm blieben die schwankenden Schiffsplanken im Innersten stets unheimlich, er wurde als „Ruter“, als Seesoldat, verwendet. Dort, unter den „Schiffskindern“, den Matrosen, fanden sich nicht wenige, die von Island bis Venedig auf Schiffen aller Völker gefahren waren. „Sze vruchten wedder den Minschen edder den Düwel.“ Sie alle hatten wenig zu verlieren und hofften viel zu gewinnen.

Stockholm wurde in der That die erbetene Hilfe gebracht, und die dänischen Küstenlandschaften wurden gebrandschatzt; aber Königin Margarete blieb fest bei ihrer Forderung: „Erst muß Albrecht von Mecklenburg auf Schweden verzichten, eher schließe ich keinen Frieden.“

Daraufhin wurde fester zugesagt. Nun wurden auch dem sonstigen Handel der drei Nordreiche die schwersten Wunden geschlagen. Bald kümmerten sich die Vitalienbrüder nicht einmal mehr um die Verpflichtung, die Schiffe der Hanse zu schonen. „Gottes Freund, aller Welt Feind,“ wurde die Losung, unter der sie auf jedes Schiff losgingen, mochte es den Danebrog oder das Silber-Rot der Hanse führen; nur die Fahrzeuge von Rostock und Wismar wurden geschont, tauschte man dort doch gelegentlich Lebensmittel für gute Beute ein. Später wurde Gotland der Hauptsitz der Seeräuber; in den Kirchenruinen von Wisby und deren Nachbarhäusern hatten die einzelnen „Hauptmannschaften“ ihr Heim für den Winter aufgeschlagen. Schließlich beherrschten die Vitalienbrüder die Ostsee vom Sund bis zum Finnischen Meerbusen, und die Handelsschiffe waren selbst in Geschwadern unter dem Schutz von Kriegsschiffen nicht mehr sicher. Nun griff die Hanse endlich ein. Als sie über Königin Margarete und ihre Lande die Handelsperre verhängte, fand sich diese zu einem Kompromiß bereit. König Albrecht kam nach sechsjähriger Gefangenschaft ohne Verzichtserklärung frei¹⁶ (1395), aber dafür mußte Stockholm von den Mecklenburgern geräumt werden.

Zu einer Erneuerung des mecklenburgischen Königstums kam es nicht. Im Jahre 1397, durch die Kalmarische Union, vereinigte die Königin, „auf ewige Zeiten,“ die drei nordischen Reiche unter einem Zepter. Die Hanse hatte die Zeit nicht zu nutzen gewußt. Bald mußte sie spüren, daß Rostock und Wismar den weiteren politischen Blick besaßen, als sie die skandinavischen Länder nicht in einer Hand haben sehen wollen. Der Sundzoll, den bald alle durchfahrenden Schiffe an Dänemark zu zahlen hatten, zeugte noch Jahrhunderte von dem Übergewicht, das dieser Staat erlangt hatte.

Den Vitalienbrüdern aber ging es jetzt an den Kragen. Rostock und Wismar erklärten die Kaperebriefe für erloschen, war ihr Zweck doch hinfällig geworden. Die besseren Elemente unter den Freibeutern keh-

¹⁶ Als Herzog von Mecklenburg herrschte er noch 17 Jahre.

ten zurück; denn allen, welche die blaue Flagge jetzt verließen, war Straffreiheit zugesichert worden. Gotland wurde vom Deutschen Orden in Besitz genommen und seine Raubburgen gebrochen. Die Reste der Vitalienbrüder unter dem sagenberühmten Störtebeker hielten sich noch kurze Zeit im Ribniger Bodden auf, dann gingen sie in die Nordsee. Trotzdem der Führer bald darauf den Hamburgern erlag, hielt sich das unruhige Volk dort bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

8. Kapitel. Unsere Heimat gegen Ende des Mittelalters.

1. Unsere Städte.

Werft einen Blick auf die Wappen unserer mecklenburgischen Städte!¹⁷ Ihr seht, sie führen meist in irgendeiner Form die alten Fürstenwappen, Urstier oder Greif, im Lande Stargard den roten Adler, das Wappen der Markgrafen von Brandenburg. Selbst die beiden Seestädte Rostock und Wismar haben das Silber-Rot der Hanse erst im zweiten Wappenfelde. Anderswo sieht man den Bischofsstab oder sonst ein geistliches Abzeichen. Denn alle Städte unterstehen einem Oberherrn, mag er nun Schwert oder Krummstab führen. Der Begriff der Stadtfreiheit, wie ihn der Westen kennt, fehlt in unserer Heimat. Meist waren die jetzigen Städte schon in wendischer Zeit von Bedeutung gewesen. Daher sind unter ihnen slavische Namensformen besonders zahlreich.¹⁸ Einzelne haben verwandte deutsche Namensformen angenommen und ihnen ihr Wappen anbequemt, aber der Kundige sieht hinter dem Schwan (Schwaan) und dem Krüppel (Kröpelin) den slavischen Ursprung des Ortes. Ihn kann nicht einmal die Bezeichnung Neustadt täuschen; das Haupt des Apostels Petrus, das die Stadt als Wappen führt, erinnert an die alte Bezeichnung „Glewe“ (wendisch = Kopf), die Stadt hat sie ihrem Namen neuerdings hinzugefügt.

Doch wie der Emporkömmling die Vergangenheit gerne vergißt, so geht es auch unseren Städten im Mittelalter. „Wendisch sollen wir sein!“ sagt der Kleinstädter empört zu dem Gast aus dem Westen. „Geh hin und seht euch die Rollen der „Ämter“ (Zünfte) an, die wir so gut haben, wie jede Reichsstadt. Wo ist dort ein wendischer Name? Arend, Behrendt, Ditz heißen unsere Bürger, oder sie werden nach ihren Vätern unterschieden in Ahrens, Behrens, Diedrichs (Sohn); unser Stadtschreiber nennt sich noch lieber Diderici. Grapengießer, Möller, Timmermann heißen andere nach ihren Berufen, Hahn, Voß, Wulf nach ihrem

¹⁷ Wappenpostkarte von Mecklenburg-Schwerin.

¹⁸ Bukow-Hainbuchenort, Goldberg (Gorlice, Ort der Armut), Parchim (Bezirk des Gottes Parkum), Rostock (Breitling), Schwerin (Tierpark), Teterow (Auerhahnenort).

Hauschilde, Fett, Langermann, Grawemuhl nach ihren Eigentümlichkeiten oder denen ihrer Vorfahren. Und wenn Ihr mir die Zunftgenossen Glasow und Rebbelin nanntet, das sind doch wendische Ortsnamen! Wir fügen solchem Namen kein „van“ hinzu, wie es im Westen Brauch sein soll. Wenden findet Ihr in den Städten nur in den verachteten Gewerben, und meist haufen sie in besonderen Gassen!“

Ja, Bürgerstolz gab es auch in unseren Städten im ausgehenden Mittelalter in hohem Maße! Fühlten sie sich doch durch Wall und Graben, durch ihre wehrhaften Zünfte — aus ihren Waffenübungen ist der heutige Königsschutz hervorgegangen — dem flachen Lande weit überlegen. Dieses war für jede Handwerksstätigkeit auf sie angewiesen, und „Bönhasen“ wurden scharf verfolgt. Nur die Schmiede mußte die Stadt auf dem Lande dulden, das brachte die Landwirtschaft so mit sich; sie gehörten dann wohl als „Butenbräuder“ der städtischen Zunft an und erschienen regelmäßig zum „Quartal“, wo „bei geöffneter Lade“ alles Wichtige besprochen wurde. Außer der Geißlichkeit gab es nur eine Menschenklasse in der Stadt, die mit den Zünften nichts zu tun hatte, nämlich die Juden. Diese lebten meist in guten Verhältnissen, denn der Zins war hoch. Desto größer war der Haß der Bürger gegen sie; oft entlud er sich in Gewalttaten, so im Sternberger Judenmord; 27 Juden wurden dort vom Herzog zum Feuertode verdammt. Geweihte Hostien sollten sie geschändet haben; aber unter ihren Nadelstichen seien Blutstropfen hervorgequollen. Unter dem Namen „das Heilige Blut von Sternberg“ waren diese Hostien bis zur Reformation die zugkräftigste Reliquie des Landes. Von den Rabbinern aber wurde die Stadt mit dem „Großen Bann“ belegt; 300 Jahre ließ sich kein Jude mehr in Sternberg nieder.

Eine Sonderstellung unter den mecklenburgischen Städten nahmen die beiden Seestädte Rostock und Wismar ein. Beide haben ihren wendischen Namen erhalten nach den Gewässern, an denen sie liegen. Rostock war zu Niklots Zeit eine kleine Niederlassung auf dem rechten Warnowufer, Wismar dagegen ist wohl an die Stelle der alten wendischen Handelsstadt Kerik getreten. Beide bestehen eigentlich aus mehreren Niederlassungen, nicht aus Altstadt und Neustadt, wie z. B. Parchim und Röbel, sondern es sind ursprünglich drei getrennte Gemeinwesen, jedes um besonderen Markt und Gotteshaus geschart, durch Wall und Graben voneinander abgeschlossen.¹⁹ Doch schon frühzeitig einten sie sich unter einem gemeinsamen Rat, den sie nach lübischem Recht selbst wählen

¹⁹ In Rostock ist es Petrikirche mit Altem Markt, Marienkirche mit Neuem Markt und Jakobikirche mit Hopfenmarkt. Die anfängliche Trennung der beiden ersten zeigt noch heute die Straße „Faule Grube.“

konnten. Er ergänzte sich aus den ratsfähigen Familien, den Geschlechtern, d. h. Kaufleuten und Stadtkütern, die sich dem Landadel gleichschätzten. Im fünfzehnten Jahrhundert zählte er vierundzwanzig Mitglieder, darunter drei bis vier Bürgermeister.

Schon im dreizehnten Jahrhundert beginnen die Versuche beider Städte, sich der fürstlichen Macht zu entziehen. Wismar, das anfangs der Sitz der mecklenburgischen Linie des Fürstenhauses war, schloß die fürstliche Burg nicht mit in Wall und Stadtgraben ein. Rostock gewann gar das Recht, daß der Landesherr warnowabwärts keine Burg in der Nähe des Flusses anlegen durfte. Als beide Städte um 1250 sich der wendischen Hanse anschlossen und in die große Politik eingriffen, schien es, als ob sie demnächst Reichsstädte würden. Doch im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gelang es dem Landesherrn, sie zu bezwingen. Rostock beugte sich allerdings erst, als die Warnow für die Schifffahrt gesperrt wurde und daher innere Unruhen entstanden. Zur Zeit der Vitalienbrüder sehen wir sie denn auch in enger Verbindung mit den Fürsten.

Der Gewerbefleiß war in den Seestädten besonders groß und wurde durch das gemeinsame Band der Hanse immer stärker entwickelt. Vor allem war die Brauerei von Bedeutung. Das Hauptgebiet der Schifffahrt ist selbstverständlich die Ostsee. Je nach den Zielen schlossen sich die einzelnen Kaufmannsgruppen zu Schonenfahrern, Bergensfahrern u. a. zusammen. Daneben wurde auch nach dem Westen viel Handel getrieben. Bier wurde nach Flandern geliefert, von dort wurden feine Tuche zurück geholt. Ganze „Baierflotten“ schafften das Seesalz von Südfrankreich bis nach Rußland. Nur die Bevölkerung dürfen wir nicht nach heutigem Maße einschätzen; das ergibt sich aus dem alten Stadtumfang. Eine Einwohnerzahl von 20 000 ist wohl das Höchste, was wir für das fünfzehnte Jahrhundert für Rostock annehmen können.

Den Reichtum der Städte zeigen noch in der Gegenwart die stattlichen Kirchenbauten, meist nordische Backsteingotik; da können beide mit Lübeck wetteifern. Auch geben die prunkvollen Altäre der einzelnen Kaufmannsgilden, die astronomische Uhr, das „Hüselken“ (Sakramentshäuschen) Zeugnis von dem Glanz, der damals in den Kirchen geherrscht haben muß. Was die Kirche an Bildung besaß, kam den Einwohnern durch Lateinschulen zugute, die an den Hauptkirchen bestanden. Frühzeitig erhielt Rostock eine Universität. Landesherrn und Rat erwirkten mit vereinten Kräften 1419 die päpstliche Genehmigung. Auch die wendische Hanse setzte sich entschieden für die Universität ein, denn sie erwartete für sich und die nordischen Reiche viel Vorteil davon. Schnell blühte sie auf, aber bald hatte sie unter bürgerlichen Streitigkeiten in Rostock zu leiden. Denn hier war, wie überall in Deutschland, das Selbstbewußt-

sein der Zünfte mit ihrer wirtschaftlichen Stellung gestiegen, und sie forderten Anteil am Stadtre Regiment. Wohl wurde es in Rostock nicht so schlimm wie in Wismar. Dort hatten die Aufrührer den Rat abgesetzt und zwei seiner Mitglieder hingerichtet: erst das Eingreifen des Kaisers und der Heiligen Feme hatte die Sühne der Untat erzwungen. Aber dafür dauerten die Unruhen in Rostock desto länger. Schließlich zwang der päpstliche Bann, der über die Stadt verhängt wurde, die Universität gar, nach Greifswald auszuwandern. Zwar kehrte sie nach sechs Jahren zurück, doch ein Teil ihrer Angehörigen blieb in Greifswald und gründete dort eine neue Universität. Immerhin blühte Rostock bald wieder auf, so daß im Anfang des neuen Jahrhunderts sogar der berühmte Humanist Ulrich von Hutten ihr angehörte. In der Reformationszeit hielt sie fest am alten Glauben, bis sie dem Untergange nahe kam.

Der Hoffnung, Reichsstädte zu werden, hatten die Seestädte entsagen müssen, sie mußten den Landesherren Steuern zahlen und im Kriege Bewaffnete stellen. Aber die Freiheit von fürstlicher Besatzung, von herzoglichen „festen Häusern“, dazu freie Wahl von Bürgermeistern und Geistlichen und manche andere Selbstständigkeit blieb den Seestädten auch noch in der Folgezeit. Das zeigen heute noch die kaiserlichen Urkunden im Ratsarchiv. Als die Hanse und der Ostseehandel an Bedeutung verloren, gewann der reiche städtische Grundbesitz an Wert. So sehen sich die Seestädte am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts vor neue Aufgaben gestellt.

2. Der Adel.

Auch bei uns änderten sich die Lebensbedingungen des Adels am Ausgang des Mittelalters in vieler Beziehung. Kriege und Fehden waren seltener geworden; weit weniger als früher wurden die Inhaber der Rittergüter von den Fürsten entboten, um als Berittene Heeresdienst zu leisten. Diese bevorzugten nach der Sitte der Zeit Söldner, „Fußknechte“ genannt. Dazu wurde das Geld in diesen Zeiten von immer größerer Bedeutung. Darum mußte der Adel versuchen, aus seinem Besitz — meist noch vier Hufen an Umfang — mehr Ertrag herauszuholen als bisher. Das geschah vor allem auf Kosten der Bauern; diese mußten nunmehr Dienste zur Bestellung des Hofackers leisten und mehr Abgaben zahlen. Hatten die Ritter doch im Laufe der Zeiten oft genug Hochgericht und Bede in ihren Bauerndörfern erworben, so daß es nicht an Möglichkeit fehlte, die Bauern zu bedrücken. Schon hörte man von Versuchen, den Hofacker auf Kosten des Bauernackers zu vergrößern. Bei der geringen Macht der Fürsten schien das garnicht aussichtslos. Denn die Fürsten mußten auf den Landtagen viel Rücksicht auf den Adel nehmen. Mancher Ritter half sich auch dadurch, daß er die „ewigen Renten“ einbehielt, die

sein Gut einem Kloster zu zahlen hatte. Gern machte er auch ein Klosterdorf dienstpflchtig, das in der Nähe seines Besitzes lag, vielleicht zunächst gegen Überlassung von Weide oder Wiese. Wehe dem Dorfe, das sich solchem Streben gefügig zeigte!

Eine große Anzahl der Familien, die uns das „Medlenburgische Urkundenbuch“ nennt, hat sich noch bis in die Neuzeit gehalten, wenn auch Namen und Wappen mancherlei Veränderung erfahren hatten. Manches Geschlecht hatte noch die Oberherrschaft über eine Stadt in Händen, bei deren Gründung der Abt einst mitgewirkt hatte. Aber keiner der adligen Familien war es gelungen, zur Stellung von Reichsfürsten aufzusteigen. Dagegen sah man jetzt manchen juristisch gebildeten Adligen als „fürstlichen Rat,“ in dessen „festem Haus“ noch Beutestücke oder fremde Wappenschilder hingen, die Großvater und Vater vom Stegreif heimgebracht hatten.

3. Die Kirche.

Im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts schien die Kirche auf ihrem Höhepunkt angelangt zu sein. Die Klöster hatten sich kräftig vermehrt; über zwanzig zählte man. Auf dem Lande waren es besonders Zisterzienser und Benediktiner; ihr Grundbesitz war sehr ausgedehnt, deshalb bezeichnete man sie als „Feldklöster“. Vielfach wurden die alten „Meierhöfe“ der Klöster nicht mehr in eigener Rechnung bewirtschaftet; sie waren parzelliert und an Pächter ausgetan. Die Überschüsse dienten u. a. zum Bau und zur Erhaltung der Kirchen. Keine von allen ist dem Münster von Doberan zu vergleichen, das als Perle der medlenburgischen Backsteingotik bezeichnet werden kann. Aber auch die Klosterdörfer hatten häufig ansehnliche Kirchen. Sie sind zumeist in wuchtiger Feldsteingotik gebaut. Über diese hatte das Kloster das Patronat; gewöhnlich wirkten Mönche dort als Geistliche. Aber schon begannen die Landesherren, ihren Einfluß auf die Klöster auszudehnen; sie nahmen die Jagd in ihrem Gebiete wahr — persönlich oder durch Beauftragte — und erhoben unter diesem Vorwand das „Ablager“ von den Bauernhöfen, das zumeist aus Vieh, Hafer und Bier bestand und für jede Bauernstelle eine fühlbare „Reallast“ bedeutete. In den Städten gab es mehrfach Bettelmönchsklöster. So waren die Franziskaner in Medlenburg ansässig; auch die Bruderschaft des Heiligen Antonius zog mit ihrem Ferkel bettelnd durch das Land. Im ganzen waren in Medlenburg wohl über 1200 Mönche und Nonnen.

Die Weltgeistlichkeit war noch weit stärker an Zahl. Teterow hatte zwölf Priester, in Wismar waren allein hundertfünfzig Vikare (Hilfsgeistliche). Das Lesen von Seelenmessen zum Gedächtnis Verstorbener, zu ihrer Erlösung aus dem Fegefeuer, die Tätigkeit an den Nebentären war vor allem die Aufgabe der jüngeren Geistlichen.²⁰

²⁰ Jetzt gibt es in beiden Medlenburg zusammen nur gegen 400 Pastoren.

Die Kirchen enthielten viele Reliquien, darunter manche Merkwürdigkeiten, z. B. den Stuhl, auf dem der Hohepriester Eli den Hals gebrochen hatte. Der Ablass war auch bei uns zu Lande reichlich im Brauch. Beim „Heiligen Blut von Schwerin“ konnte man gar 1255 Jahre Erlass vom Fegefeuer gewinnen, wenn man die vorgeschriebenen Gelder bezahlte. Für diese Leute war es hier allerdings weniger vorteilhaft, weil die Gebühren entsprechend dem Gewicht des Büßers angesetzt waren. Fremde „Ablasskrämer“ kamen auch nach Mecklenburg und machten durch ihre Zettel den Käufern das Leben bequem. Die Geistlichkeit aber sah diese Konkurrenz ungern; die Fürsten selbst wünschten, daß das Geld im Lande blieb und ließen ihnen gelegentlich das gesammelte Geld abnehmen.

Der Einfluß der Kirche auf das Volk war noch immer recht groß. Doch schon tauchten in den Seestädten ab und zu Lehren auf, welche die Geistlichkeit entrüstet als „willkürliche Kezerei“ bezeichnete; mit Bannflüchen und Scheiterhaufen ging man gegen sie vor. Aber auch treue Anhänger der Kirche schüttelten den Kopf über das Anwachsen der Geistlichkeit und über das zuchtlose Leben, das sie vielfach führte.

4. Die Landstände.

Die hohe Geistlichkeit, die adligen Rittergutsbesitzer und die Bürgermeister der Städte waren auch in Mecklenburg wie in den anderen Ländern des Reiches die berufenen Berater der Landesherrn.

Als „Landstände“ bestimmten sie mit über Krieg und Frieden und über die Erhebung von Steuern; bestieg ein Fürst im Kindesalter den Thron, so hatten sie an der Vormundschaft Anteil. Durch diese Rechte vergrößerte sich ihre Macht von Jahrhundert zu Jahrhundert. Im allgemeinen mußte der Fürst mit dem Ertrage seines Grundbesitzes, mit den regelmäßigen Steuern (Beden) und anderen Abgaben das Landesregiment bestreiten. Hatte der Fürst Unglück im Kriege, oder war seine Hofhaltung zu üppig, kam er also mit seinen Einkünften nicht aus, so wandte er sich an die Stände um Hilfe durch Steuererhöhung oder Übernahme fürstlicher Schulden. Diese lehnten solche Hilfe nun zwar nicht ab, aber sie ließen sich dafür Grundbesitz oder Hoheitsrechte verpfänden, ihre Privilegien oder angemessenen Rechte bestätigen.

So war am Ende des Mittelalters die Macht der Fürsten ziemlich gering geworden. Dagegen stieg die Macht der Stände noch, als sie sich zu Körperschaften zusammenschlossen; sie erwählten sich umsichtige Führer und hielten regelmäßig an bestimmten Orten ihre Zusammenkünfte. Anfangs tagten sie in jedem Fürstentum für sich. Als aber am Ende des Mittelalters ganz Mecklenburg unter einem Fürsten vereinigt wurde, schlossen sich auch die drei Landtage der drei Landesteile Meck-

lenburg, Wenden und Stargard zusammen. An der Sagsdorfer Brücke bei Sternberg wurde getagt, später abwechselnd in Sternberg und Malchin. Nur für besondere Angelegenheiten eines einzelnen Landesteils gab es künftig noch Einzellandtage. Die Leitung der Landtage hatten die Landmarschälle, deren es in jedem der drei Landesteile (Kreise) einen gab. Die hervorragendsten Mitglieder wurden zu Landräten gewählt; sie hatten vor allem die persönlichen Verhandlungen mit den Herzögen zu führen. Neben ihnen waren die Deputierten der drei „Vorderstädte“ Parchim, Güstrow, Neubrandenburg und der Seestädte von besonderer Bedeutung. Als um 1500 im Fürstenhause die Pläne einer Landes- teilung wieder auftauchten, schlossen Geistlichkeit, Adel und Städte geradezu die „Union der Landstände“, um ihre Vorrechte und die Einheit der Landstände zu sichern (1523). Dadurch blieb Mecklenburg für vier Jahrhunderte ein ungeteiltes Ganzes, mochte sich auch das herzogliche Haus wieder in verschiedene Linien spalten.

9. Kapitel. Das Jahrhundert der Reformation.

Kom hillige genst Here Godt
 eruül mit dyner gnaden gudt
 dyner gelöuigen herte moth vnn synn
 dyne bernende leue entfenge yn en
 O Here dorch dynes lichtet glanss
 tho dem louen vorsammelt heffst
 dat vold vth aller werlt tungen
 dat sy dy Here tho laue gesungen
 Alleluia alleluia.

1. Joachim Slüter in Rostock.

Es war im Jahre des Herrn 1529, da ging der Braunschweiger Rats- verwandte und Brauergildemeister Bartel Kracht durch die Altschmiede- straße zu Rostock und wunderte sich über die vielen Menschen, die zur Petrikirche eilten. „Sagt, was bedeutet dieser Menschenstrom?“ fragte er nach kurzem Gruß einen ihm begegnenden Bekannten, den Bergensfahrer Hans Christian Adelpohl, „Ihr begrabt doch keinen Bürgermeister?“ „Wißt Ihr denn nicht,“ war die Antwort, „daß um diese Zeit der Pfarrer von Sankt Petri predigt? Dieser Pfarrer ist der einzige, der bei uns lutherisch predigt. Joachim Slüter nennt er sich und stammt aus Dömitz, — Kuzler soll sein eigentlicher Name sein. Seit acht Jahren wirkt er hier. Erst war er Schulgeselle von St. Peter, dann wurde er Kaplan dort. Sechs Jahre lang predigt er uns jetzt schon die reine Lehre,

und immer mehr sind es, die diese zu hören verlangen.“ „Was sagen denn dazu die andern Priester und Ein Ehrbarer Rat der Stadt Rostock?“ fragte der Braunschweiger erstaunt. „Nun, Priester und Mönche sind unwillig genug; ihre Gottesdienste veröden, und die milden Gaben, die Stiftungen für Seelenmessen und die Vermächtnisse in den Testamenten werden immer knapper. Schon hat man versucht, Klüter zu vergiften, und seinen Anhängern verweigert man ein kirchliches Begräbniß. Auch der Rat will nichts von ihm wissen, aber er kann ihn nicht entfernen, weil der Herzog den Neuerer begünstigt. Immerhin hat er Klüter die Spielleute verweigert, als dieser, nach dem Vorbilde seines Meisters Luther, zur Ehe schritt.“

Inzwischen waren beide zur Petrikirche gelangt. Der mächtige dreischiffige Bau genügte nicht für die Menge derer, die das Wort Gottes „rein und unverfälscht“ hören wollten. Im Freien war die Kanzel aufgeschlagen. Zwischen und auf den Grabhügeln standen die Hörer, und immer mehr strömten hinzu. Ja, mancher Schüler hatte gar eine der Friedhofslinden erklettert. Auch waren es nicht nur die ärmeren Bürger, die hier in andächtiger Stille die Stunde des Gottesdienstes erwarteten. Man sah einen darunter im Samtrod des reichen Handelsherrn und Ratsmannes oder im Talar des Gelehrten; selbst eine Gruppe von Franziskanern in ihren grauen Kutten fehlte nicht.

Ein plattdeutsches Lied der ganzen Gemeinde leitete den Gottesdienst ein. Wie staunte da der Fremde! Meist gab es in der Kirche nur einen Wechselgesang der Priester, und auch den nur in lateinischer Sprache. Hier aber hatte die Gemeinde sogar Gesangbücher, von Klüter selbst herausgegeben. Dann trat der Prediger selbst auf die Kanzel, eine hohe Gestalt mit dem schwarzen Haar und der Leidenschaft des Wenden. Er predigte nicht mehr von den lieben Heiligen, er pries nicht mehr Reliquien und Ablass an, — die Gnade Gottes durch Jesum Christum, das war der Inhalt seiner Rede. Zum Schluß ward das Abendmahl gereicht, in beiderlei Gestalt, wie es schon seit einem Jahrhundert wieder bei den Hussiten und ihren Nachfahren üblich war.

In tiefer Bewegung verließ der Braunschweiger den Gottesdienst. Sollte der große Wittenberger und der Mann, der hier eben in seinem Geiste gepredigt hatte, nicht doch im Recht sein? Bis dahin hatte er den kühnen Neuerer und Sektierer verflucht. „Die Bewegung ist mit Gewalt nicht mehr zu unterdrücken,“ sagte der Bergenfahrer bedächtig, „in wenigen Jahren hat der Papst wohl die letzten Ablasspfennige aus Rostock erhalten.“

Zwei Jahrzehnte waren seitdem verfloßen. Das Wort des alten Bergenfahrers hatte sich erfüllt, Rostock war eine evangelische Stadt geworden. In den leeren Klöstern hatte Klüter Schulen errichten lassen.

Das war seine letzte Tat. Pfingsten 1532 war er heimgegangen. Er hatte den Sieg seiner Sache, für die er sein Leben lang gekämpft hat, nicht lange überlebt.²¹ Bismar war dem Beispiel Rostocks gefolgt, und als gar Herzog Heinrich, der ältere der beiden Landesherren, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen hatte, ging die reine Lehre von den Städten auch auf das Land über. Es wurden herzogliche Visitationen durch einen fürstlichen Rat und einen hohen Geistlichen vorgenommen, und diese sorgten für Ordnung in der neuen Landeskirche; ein plattdeutscher Landeskatechismus gab die Grundlage für Gottesdienst und Unterricht.

2. Die Herzöge und die Reformation.

Als 1547 der katholisch gesinnte jüngere Herzog starb, folgte ihm sein Sohn Johann Albrecht I., der am kurbrandenburgischen Hofe ein Anhänger Luthers geworden war, als Mitregent seines Oheims. Beide Herzöge lehnten es ab, sich dem Augsburger Interim zu beugen, durch das Kaiser Karl V. Deutschland wieder katholisch machen wollte. Der Landtag an der Sagsdorfer Brücke bei Sternberg,²² 20. Juni 1549, zeigte eine Einmütigkeit von Fürst und Ständen, wie sie selten war in Mecklenburg; beide erklärten sich für Luthers Lehre, gegen das kaiserliche Interim, möge kommen, was da wolle. „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen,“ das war der Grundgedanke der an den Kaiser übersandten Ablehnung.

Durch den Augsburger Religionsfrieden 1555 wurde Mecklenburg als evangelischer Staat anerkannt. Bald streckte es auch die Hand nach den reichsunmittelbaren Bistümern Schwerin und Raseburg aus. „Administratoren“ aus dem mecklenburgischen Fürstenhause nahmen sie unter Verwaltung, und der neue Glaube wurde in ihnen heimisch. Mit den eigentlichen Landesklöstern wurden wenig Umstände gemacht. Nach Herzog Heinrichs Tode, 1552, wurden die Feldklöster Doberan und Dargun säkularisiert, die anderen folgten, im allgemeinen ohne besonderen Widerstand, denn sie waren seit dem Eindringen der Reformation meist nicht mehr lebensfähig. „Dy wyl wy alle olde, swade und bedagedhe lude syn, vnsser of gar wenygh. . . sso bydden wy E. J. Durchlaucht demodyghlych . . . sych des sulwigen Closters antonehmen. . .“ so beginnt der Verzicht des Klosters Doberan. Die Mönche traten teils zum Luthertum über, teils gingen sie in andere Klöster ihres Ordens. Mehr Schwierigkeiten machten die Nonnenklöster, von denen sich Ribnitz bis an das Ende des Jahrhunderts unter seiner fürstlichen Aebtissin katholisch hielt. Die Klosterbesitzungen wurden durchweg zu herzoglichen Ämtern gemacht. Sie sollten in erster Linie zum Nutzen von Kirche und Schule verwandt werden.

²¹ An der Stätte seines Wirkens ist ihm ein würdiges Denkmal errichtet.

²² Ein Gemälde von Greve im Portal der Sternberger Kirche stellt dieses Ereignis dar.

Denn von den Lateinschulen in den Städten wurden mehrere zu Gymnasien entwickelt, so die Domschulen in Güstrow, Schwerin, Parchim. Schon faßte man auch Volksschulunterricht ins Auge. Dazu kam es zu einer Neuordnung der Universität Rostock, die vor allem mit Einkünften aus dem Kloster Doberan ausgestattet wurde. Am liebsten hätte man Melancthon selbst als Lehrer dort gehabt, doch dieser wollte Wittenberg nicht verlassen. Dafür empfahl er seinen Schüler David Chytraeus (Kochhase), einen Württemberger. Als Professor der Theologie hat er fast ein halbes Jahrhundert in Rostock gewirkt. Die Universität, die im Absterben war, hat er zu neuem Leben erweckt: tüchtige Männer wurden in alle Fakultäten berufen, und von allen Seiten, auch aus den skandinavischen Ländern, strömten die Studierenden zusammen. Ehrenvolle Berufungen nach auswärts, sogar nach Wittenberg selbst, schlug er aus. Dagegen wirkte er bereitwillig mit bei der Abfassung der deutschen Bekenntnisschriften. Die mecklenburgische Landeskirche verdankt ihm ihre Verfassung.

Das Land wurde in sechs Superintendenturen eingeteilt. Mehrere Kirchenordnungen wurden erlassen und die Regierung „visitierte“ jezt sämtliche Pfarren. Doch dabei gab es selten reine Freude; da heißt es beispielsweise in den „Visitationsprotokollen“: „Ehren Josias Never, der Kirchherr, ist nicht sonderlich gelehrt; ist bisher ein Papist gewesen, hat aber zugesaget, er wolle sich bessern in der Lehre und nach der Ordnung halten und sich in die Ehe begeben.“²³ Der neue Stand des evangelischen Pfarrers ließ sich eben nicht aus der Erde stampfen; diese Erfahrung hatte ja auch Luther machen müssen. Häufig wurden Pastoren von auswärts berufen, doch da machte der Unterschied von Hoch- und Plattdeutsch manche Schwierigkeiten. So heißt es nach der Probepredigt eines außerhalb Mecklenburgs geborenen „Subkonrektors“, daß sich „die ganze Gemeinde über das ausländische Idiom und die hohe Sprache desselben nicht wenig beschwert, daß sie mit solcher unbekanntem Sprache (Hochdeutsch!) nunmehr im Gottesdienste sollten versorget werden, dagegen der meiste Teil der Bürger Zeit ihres Lebens solche hohe Sprache nicht gehört“.

3. Die Regierung Herzog Johann Albrechts I. und seiner Nachfolger.

Eine Zeit gewaltiger Umwälzungen in unserer Heimat! Der Fürst, dem sie am meisten zu danken hat, ist Johann Albrecht I. (1547–1576). Er ist zeitlebens ein unbedingter Anhänger des Luthertums geblieben, der allen Versuchen des Zusammenschlusses mit den Reformierten ablehnend gegenüber stand. Dabei war er ein echter Fürst der Renaissance, in seiner Freude an der vielseitigen Bildung seiner Zeit. Bis zu seinem

²³ Ähnliche, teilweise noch schroffere Berichte finden sich häufig.

Tode hat er seine Studien betrieben, vor allem auf dem Gebiet des klassischen Altertums. Nach dem Urteil seiner Zeitgenossen hat er „seinen Hof zu einem wahren Tempel der Musen ausgestaltet“, sogar Mathematik und Astronomie fanden dort ein Heim. Bei alledem war er kein weltfremder Gelehrter, nein, alle Wissenschaft sollte unter ihm auch dem praktischen Leben dienen. So dachte man schon damals an den Bau von Kanälen; die Verbindung der Elbe mit der Ostsee über den Schweriner See wurde damals geschaffen, ohne jedoch auf die Dauer praktische Bedeutung zu gewinnen.²⁴

Von bleibendem Werte ist Johann Albrechts Neigung für die Kunst gewesen. Schon bald nach Antritt seiner Regierung ließ er den Fürstenhof zu Wismar errichten, der den Geist südllicher Frührenaissance mit dem norddeutschen Backsteinbau vereint, ein Denkmal der hohen Kultur des sechzehnten Jahrhunderts. Es folgte der Umbau des Schweriner Schlosses. Die dankbare Nachwelt hat dieser Bauweise den Namen „Johann-Albrecht-Stil“ gegeben.

Dagegen hat Johann Albrecht I. auf dem Gebiet der inneren Politik viele Schwierigkeiten gehabt. Seine Brüder begehrten Anteil an der Landesherrschaft. Nach langen Zwistigkeiten mußte er Herzog Ulrich die Hälfte des Domaniums und der Klöster überlassen. Daß in einem der Klosterämter die Teilung derart durchgeföhrt wurde, daß jedes Dorf zur Hälfte dem einen, zur Hälfte dem anderen Herzog gehörte, zeigt das gegenseitige Mißtrauen am besten. Dazu litt Johann Albrecht schwer unter der ererbten Schuldenlast, die sich im Laufe seiner Regierung durch den Ausbau der Landeskirche und durch seine Hofhaltung noch vermehrte. Schließlich übernahmen die Stände — es waren seit der Einziehung der Klöster nur noch Adel und Städte — die Tilgung der fürstlichen Schulden. Diese waren im Laufe der Zeit auf 500 000 Gulden angelaufen, und das war für jene Zeiten eine gewaltige Summe. Dafür ließen sich die Stände die drei Klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz überweisen; auch das Recht, Steuern zu bewilligen, mußte ihnen gewährt werden.

Als Herzog Johann Albrecht im fünfzigsten Lebensjahre starb, da wurde er im ganzen Lande ehrlich betrauert. Wohl drei Jahrhunderte hat es gedauert, bis wieder eine ähnliche Zeit der Blüte und des Glückes heraufzog.

Nach Johann Albrechts Tode übernahm sein Bruder Ulrich für dessen Söhne und später noch einmal für dessen Enkel die vormundschaftliche Regierung. Er ist in seiner Art gleichfalls für die Zeit der

²⁴ Der Kanal wurde Ende des Jahrhunderts vollendet, verfiel aber bald wieder. Wallenstein plante seine Erneuerung. An ihn erinnert die Bezeichnung „Wallensteingraben“ für den Verbindungsgraben zwischen Schweriner See und Wismar.

Renaissance bezeichnend. Von Natur aus war er mehr auf das Nächstliegende gerichtet. So suchte er den Güstrower Landesteil, der ihm durch Vergleich mit seinem Bruder zugefallen war, zunächst wirtschaftlich vorwärts zu bringen. Aber als ihm das gelang, da zeigte es sich, daß er im Grunde genau so wie sein Bruder Anteil an Kunst und Wissenschaft nahm. Das Güstrower Schloß wurde unter ihm ein Schmuckstück nordischer Renaissance; und feinste Verbindung von künstlerischem und geschichtlichem Sinn verrät sein Grabmal im dortigen Dom.

Im Jahre 1607 traten die Enkel Johann Albrechts I., die Herzöge Adolf Friedrich I. und Hans Albrecht II., die Regierung an. Es war kein schönes Erbe, das ihnen zuteil wurde. Denn unter der vormundschaftlichen Regierung waren viele Veruntreuungen durch die leitenden Beamten erfolgt; kaum hatte die Herzoginmutter den nötigen Unterhalt für sich und die Thron ge habt.²⁵ So hatte sich die Schuldenlast des Landes noch vergrößert.

Um Klarheit und Ordnung zu schaffen, waren beide Fürsten von vornherein auf Teilung des Landes bedacht. Nach jahrelangem Kampf mit den Ständen erfolgte sie endgültig 1621; das Land zerfiel seitdem in die Herzogtümer Schwerin und Güstrow. Gemeinsam blieben die Stände, die Landeskirche, die Seestadt Rostock mitsamt der Universität, das Hof- und Landgericht und — die Schulden. Letztere trugen wieder dazu bei, die Macht der Stände zu vergrößern. Diese übernahmen herzogliche Schulden in Höhe von einer Million Gulden, d. h. sie genehmigten, daß diese Summe durch Steuererhöhung vom ganzen Lande aufgebracht wurde. Dafür ließen sie sich wieder ihre Privilegien bestätigen. Dazu gehörte seit kurzem auch das Recht des Adels, seine Bauern zu „legen“, d. h. ihnen ihre Stellen zwecks Vergrößerung des eigentlichen Gutsackers abzunehmen. Als dauernde Vertretung der Stände bildete sich jetzt der „Engere Ausschuß“; er bestand aus zwei Landräten, drei Deputierten der Ritterschaft, drei Vertretern der Borderstädte (Parchim, Güstrow, Neubrandenburg) und einem Deputierten der Stadt Rostock. Doch bevor völlige Ordnung im Inneren geschaffen war, kam von außen neues Unheil über das Land.

10. Kapitel. Der große Krieg.

Das Jahr 1627 sah Mecklenburg in größter Unruhe. Überall ritten Boten mit wichtigen Nachrichten hin und her, man begegnete vornehmen Herren in ihren schwerfälligen Reisesekaleschen, und oft sprach von den Fußgängern der Eine bedenklich zum Anderen: „Wohin mag der

²⁵ E. Beyer, Die alte Herzogin.

Herzogliche Rat wohl fahren? Sein Gesicht sieht so sorgenvoll aus!“ In den befestigten Städten wurden die Mauern erneuert, Rostock und Wismar musterten ihre bewaffneten Zünfte, trotzdem sie sonst nur an den Handel dachten. Wunder über Wunder! Hatte der Landtag nicht gar eine halbe Kontribution über die gewohnten Jahressteuern hinaus bewilligt, ohne seiner sonstigen Knauserie zu gedenken! Was war geschehen?

Seit 1618 stritt man im Reiche, ob man zu Gott selbst mit seinem Anliegen kommen sollte oder zu den Heiligen; und immer mehr kam es darauf hinaus, daß jeder „Gottesstreiter“ auch für sich selbst möglichst vielen Nutzen bei der Sache haben wollte. Lange war unsere Heimat davon unberührt geblieben. Doch vor kurzem hatte die Kriegsfurie mit hartem Finger auch an die Pforten von Mecklenburg gepöcht. König Christian von Dänemark war zum Feldhauptmann des Niedersächsischen Kreises erwählt worden; denn als Herzog von Holstein war er gleichzeitig deutscher Reichsfürst. Aber sein Versuch, den katholischen Heeren das Betreten des Kreises zu verwehren, war vergeblich gewesen. Gegen Tillys Kriegserfahrung war Christian nicht aufgekommen; bei Lutter am Barenberge war er geschlagen, und nun fluteten die geworfenen Truppen zurück. Trotz herzoglichen Einspruchs setzten sich die Dänen im Lande fest; bald mußte sich der Herzog sogar zu regelmäßigen Lieferungen verstehen, wenn auch nur „in secret“, und ihnen Dömiß einräumen, die Hauptfestung des Landes.

Schon stellte Tilly, der nordwärts gezogen war, ähnliche Forderungen an Mecklenburg. Am kaiserlichen Hofe wußte man: das Streben des Dänen ging weiter, als er selbst erklärte. Sein Ziel war der Gewinn der Stifter Bremen und Verden. Uralte dänische Politik wurde damit wieder aufgenommen. In alles schienen dem Kaiserhof die Mecklenburger Herzöge eingeweiht zu sein, sonst hätten sie doch wohl nicht so gerüstet und befestigt! Sonst wären kaum so oft „Gravamina“ der mecklenburgischen Stände nach Wien gekommen, die der kaiserlichen Regierung besondere Spione ersparten.

Inzwischen nahte ein weiterer Feind. Der kaiserliche General Wallenstein hatte Mansfeld bei der Dessauer Elbbrücke geschlagen und rückte jetzt nordwärts, um Tilly gegen die Dänen die Hand zu reichen. Schon hatte Mecklenburg seinen Unterführer einlassen müssen, und es dauerte nicht lange, da wurde auch Dömiß durch den Kommandanten dem Friedländer eingeräumt. Mit Hilfe der Jesuiten gelang es Wallenstein, den Kaiserhof für seine Absichten auf Mecklenburg zu gewinnen. Diese erklärten, es würde ein großes Verdienst sein, die katholische Religion im Norden zu erneuern; die Herzöge selbst hätten durch ihre Politik die Absetzung verdient. Und schließlich war es dem Kaiser nicht

unerwünscht, seine Verpflichtungen gegen Wallenstein auf einmal loszuwerden. Dieser hatte schon früher über Herzog Adolf Friedrich I. geschrieben: „Er hat's wohl meritirt, daß man ihn strafen soll.“ Nun ließ er sich Anfang 1628 beide Herzogtümer und das Bistum Schwerin vom Kaiser überweisen, zunächst als Pfand für seine Kriegskosten, dann als Eigentum. Vergeblich waren Einsprüche und Bitten der Fürsten: ohne Reichsacht, ja ohne ordentliches Verfahren, nur durch kaiserlichen Befehl wurde eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser entthront!

Nach Güstrow wurden die Stände entboten, die Huldigung zu leisten. Die beiden Landräte, die Führer der Ritterschaft, hatten ständig zu Einigkeit und Ruhe gemahnt; sie ahnten Wallensteins stille Absichten, hatte er doch geäußert: „Daß etwa Difficultäten bei der Huldigung entstehen könnten, solches sähe ich von Grund meines Herzens gerne, denn dadurch verlieren sie alle Privilegien.“ Vergeblich waren alle Versuche, die Huldigung hinauszuzögern, sie dem Kaiser oder wenigstens Wallenstein selbst zu leisten; vergebens suchten die Stände ihre eigenen Vorrechte und das Augsburgische Bekenntnis zu sichern. Erfolglos war auch ihr Angebot, die Pfandsumme von 700 000 Talern zu bezahlen; am 8. April 1628 mußten die Stände Wallensteins Beauftragten die Huldigung leisten, nachdem sie zuvor von den Herzögen des Treueides entbunden waren.

Nun ging es weiter Schlag auf Schlag. Güstrow wurde die Hauptstadt des ganzen Landes — ein Zeichen für den Weitblick des neuen Herrn! Die Herzöge mußten das Land verlassen, das Bistum Schwerin wurde einverleibt. Die Einsprüche der Stände gegen Höhe und Art der Kontribution wurden abgelehnt — ohne Rücksicht auf allen alten Brauch wurde von der neuen Regierung der hundertste Pfennig erhoben. Auch das Recht der beiden Seestädte auf Freiheit von Besatzung wurde nicht anerkannt; Wallenstein wollte in seinem eigenen Lande kein zweites „Stralsund“ erleben. „Die Stände sollen mich nicht auf solche Weise traktieren, wie sie die vorigen Herzöge traktiert haben, denn ich werde es gewiß nicht leiden“, schrieb der neue Herr aus dem Feldlager an seinen Statthalter. — Die Hoffnungen auf das Ausland zerstörte vorläufig der Lübecker Friede; durch diesen gab der Dänenkönig seine Verbündeten preis.

Als „General des oceanischen und baltischen Meeres“ sah Wallenstein in Mecklenburg den Kern eines Seereiches, das er gründen wollte; das Land war ihm daher kein Ausbeutungsgegenstand, sondern wurde wie ein Eigentum auf ewige Zeiten behandelt. So behielt er vor allem Mecklenburger als Beamte bei — die Landräte traten sogar in den Geheimen Rat ein — nur Statthalter, Kanzler und der Regent für

die Finanzen waren Ausländer. Die Belegung mit Truppen war erträglich; sie kostete allerdings monatlich 30 000 Taler Kontribution, aber allen militärischen Erpressungen, Räubereien, dem Sengen und Brennen, trat der Friedländer scharf entgegen. Die Wiedergutmachung der Kriegsschäden war sein erstes Ziel; dann kam die „Besserung“ des Landes. Eisenhütten, Salinen, Schiffahrt („Wallensteingraben“), alles sollte besser werden als zuvor. Die Fürsorge für geregelte Armenversorgung fand auch bei seinen Gegnern Anerkennung; die Einführung von einheitlichem Maß und Gewicht, die Reform des Gerichtswesens, die Postordnung ließen seinen Weitblick erkennen.

Das Schloß zu Güstrow wurde ausgebaut und prunkvoll eingerichtet; dort war der Sitz der Herzoglichen Kammer, an welche von den Ämtern die Zahlungen zu leisten waren. Dorthin waren „Naturalien“ aller Art zu liefern, vom Korn bis zum Karpfen, vom Heu bis zum Huhn. Dorthin hatten die Ämter ihr „untertänigstes Memoriale“ einzureichen; zu unserem Staunen lesen wir in dem anschließenden Schriftwechsel bisweilen von Verzicht auf Lieferungen, „wofern es ohne Schaden des Amtes nicht kann geleistet werden“. Für verbende Anlagen wird sogar gelegentlich von der Kammer Geld an ein Amt angewiesen.

So ruhte ein festes, aber nicht hartes Regiment auf dem Lande. Die Erbhuldigung mußte geleistet werden, die Herrschaft des Emporkömmlings schien also ein dauernder Zustand werden zu wollen. Freilich, die Jesuiten sahen sich um die Beute betrogen, denn der neue Herr ließ noch nichts davon merken, daß er den Katholizismus wieder einführen wollte. Da kam der Rückschlag. In Regensburg mußte Wallenstein sein Amt niederlegen. Wohl manchem der Reichsfürsten mochte die Verteidigungsschrift der vertriebenen Herzöge Sorge um sein eigenes Schicksal bereitet haben. Wallenstein verzichtete allerdings noch nicht auf Mecklenburg; doch dafür sorgte ein anderer, Gustav Adolf von Schweden. Im Sommer 1631 wurden die kaiserlichen Truppen aus dem Lande vertrieben, die festen Städte kamen wieder in die Hände der Herzöge, diese gewannen auch ihre Residenzen wieder. Bald hatten sie die Erinnerungen an Wallensteins Tätigkeit im Lande getilgt, die Ansätze eines modernen Staates wichen wieder dem schwerfälligen Ständestaat.

War in der Wallensteinischen Zeit Mecklenburg mitten in die weltgeschichtlichen Ereignisse hineingekommen, so sind die Geschehnisse der Folgezeit im wesentlichen nur von örtlicher Bedeutung; doch in die Geschichte unserer Heimat sind sie mit grausigen Lettern geschrieben. Im Frühling 1631 fiel Neubrandenburg, trotz seiner tapferen schwedischen Besatzung, dem überlegenen Heere Tillys in die Hände. Mit entsetzlicher Grausamkeit wurden Verteidiger und Bürger getötet, ja selbst die Ver-

wundeten wurden nicht geschont, Pulver streute man auf sie und zündete es an. Sogar in der Kirche, wo viele beim Gottesdienst überrascht wurden, ging das Morden weiter, kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter ward geschont. Erst als eine Feuersbrunst ausbrach, wurde allen, die löschen halfen, das Leben versprochen, und manchem wurde auch diese Hoffnung zuschanden. Die Art, wie man mit der unglücklichen Stadt umgegangen war, ging geradezu in die Soldatensprache jener Zeit über. „Neubrandenburg'sch Quartier!“ rief der schwedische Soldat dem Kaiserlichen zu, der sich ergeben wollte, und hieb ihn nieder. Die Besatzung, die nach Tillys Abzug zurückblieb, wandte zum ersten Male im Lande Kriegsmartern an, um den Überlebenden Geld und Geldeswert abzupressen. Noch lange gedachte man der Eroberung durch einen Buß- und Betttag.

Als die Schweden 1635 bei Nördlingen besiegt waren, schloß sich auch Mecklenburg dem Prager Frieden an, und seine Herzöge wurden nunmehr auch vom Kaiser wieder anerkannt. „Frieden!“ rief einer dem anderen dankbar zu, und alles hoffte auf bessere Zeiten. Allein die Hoffnung war trügerisch! In den Jahren 1637/38 kam es zu Kämpfen der Schweden unter Baner mit den Kaiserlichen unter Gallas. Beide wollten ihrem Fürsten Pommern gewinnen, dessen Herzogshaus ausgestorben war, so kamen sie nach Norden, und Mecklenburg wurde von beiden als feindliches Land behandelt. Ein anschauliches Bild davon gibt der nachstehende Bericht über Doberan.²⁶ „Anno 1637 sind die Kaiserlichen wieder herunter gekommen in dies Land und haben darinnen mit Rauben und tyrannischem Umgehen mit den armen Leuten sehr übel housegehalten. Sonderlich sind sie den 5. Oktober auf dies Amt Doberan gefallen und darin so hausieret, daß es einen Stein in der Erde hätte erweichen mögen. Den Schreiber Servatius Saumann haben sie mit einem Seil um den Kopf gewrögelt, ihm und vielen anderen den schwedischen Trunk von Mistwasser und anderer unreiner Materie eingegeben und ihm hernach mit den Knien auf den Leib gestoßen, daß es zum Munde wieder hat herauspringen müssen. Dem Priester Eddelin drei Wunden in den Kopf und eine in den linken Arm gehauen, einen Müllerknecht im Backofen verbrannt und den Küster Joachim Kopmann gar ums Leben gebracht, auch alles mit sich hinweggenommen. Zu geschweigen, was Anno 1638, da sich der schwedische General Johann Bannier um Wismar einquartieret, das liebe Land erfahren... Die fürstlichen Ämter, die kleinen Städte und Dörfer sind eine geraume Zeit wüst und leer gestanden, da man allda nicht sicher sein können, was noch an Menschen erhalten worden, das hat sich zum Teil in Rostock und Wismar aufgehhalten, zum Teil aber in andere

²⁶ Bericht des Pastors Eddelin zu Doberan 1649.

Königreiche und Fürstentümer retirieren müssen. Insonderheit haben auch etliche gottvergessene Parteien der schwedischen Völker diese schöne wohl-erbauete Doberanische Kirche dazumal nicht nur erbrochen, auch königliche fürstliche und uralte adlige Begräbnisse eröffnet, die hölzernen Särge zertrümmert, die zinnernen zusammengeworfen, die Kirche durchhin jämmerlich zerwühlt, auch den Kirchenornat samt einer Glocke weggeraubt. Endlich haben sie auch noch das Kupfer und Blei von der Kirche und Turm abgerissen, es aus Mangel des Viehs durch die armen Leute (die sie aus den Morästen und Hölzungen hinausgestöbert und für die Wagen gespannt) hinwegschleppen und hin und wieder an fremden Orten verkaufen lassen, die Spitze des Turmes aber über 20 Ellen abgehauen, ohne Zweifel, daß etwa ein Schatz im Knopf würde verborgen sein, welches aber nicht gewesen. Summa der schwedische General Banner hat mit seinen ruchlosen kriegerischen Völkern das Land gar erschöpft, aus dem Medelburg eine rechte Eitelburg gemacht.“

In den Jahren 1643 und 1645 war es ähnlich; 1645 hatte das Unglück wohl den tiefsten Stand erreicht. Dann kam der Friede 1648. Da es den Fürsten an den nötigen Geldern für „Handsalben“ an einflußreiche Persönlichkeiten in Osnabrück fehlte, war der Gewinn nur knapp. Zwar erhielten die Herzöge außer dem Rechte der Zollerhebung in Boizenburg die vormals reichsunmittelbaren Bistümer Schwerin und Rügenburg als freies Eigentum, doch diese waren in Wirklichkeit schon in ihren Händen gewesen. Dagegen mußte Wismar mit den beiden Ämtern Pöl und Neukloster an die Schweden abgetreten werden; auch einen Zoll in Warnemünde mußten diese sich an. Immerhin, es war Friede geworden, und ein kirchliches Dankfest leitete die Wiederaufrichtung des Landes ein.

11. Kapitel. Die Folgen des großen Krieges.

Der Friede war gekommen. Aber er nahte nicht, wie der Engel mit dem Palmzweige, dem die Menschen in Festgewändern mit Jubelgesängen entgegenzogen. Dem Einen erschien er in Gestalt des landesherrlichen Dragoners, der dem unbändigen Leben des Kriegers oder Buschräubers mit fester Hand ein Ende machte, dem Anderen als Gutsvogt, ihn zu längst entwöhnter Arbeit anzutreiben, dem Dritten als Beauftragter des Herzoglichen Amtes mit dem Verzeichnis der „Prästanda“ (Abgaben).

„Dat giffst 'n bösen Dag hüt, glöw id,“ rief Paschen Rugewolddt, der Schulze eines großen Bauerndorfes, eines Morgens seinem Nachbarn Claus Roggenack zu. „De Herr Amtmann is antauführen kamen,

he hett 'n Schriwer mitbröcht, un id heff man seihn, de Herr Landrider kümmt of all in't Döörp rinner bädelt!“ — „Ach Gott, wat maegen dei blot von uns willen!“ war die besorgte Antwort, und Claus Roggen- sack dachte daran, daß er vor acht Tagen einen „schieren Eedbohm“ aus dem herzoglichen Holz geholt hatte, der ihm für einen Torpfosten geeignet erschien. „Wat los is, weit id of nich,“ versetzte der Schulze, „id heff den Schultenknußel all rümmerschickt, to Frühstückstid fallen de ganzen Buern un Kossaten vör't Preisterhus sin. — Dor warden sei sid den Richtigen woll all rut säufen!“ schloß er mit vielsagendem Blick.

Doch die Besorgnis war dieses Mal unbegründet gewesen. Von „Herzoglicher Kammer“ in Schwerin war der Befehl ergangen — es war einige Jahre nach dem Kriege: Jeder „Amtmann“ (Weiter eines Verwaltungsbezirkes des „Domaniums“, des herzoglichen Besitzes) sollte eine „Beschreibung des fürstlichen Amtes, was noch für wohnhaftige Leute darin sein, und was an Bauleuten und Kossaten darin wüßte“ aufstellen; diesem Zwecke galt die Fahrt.

Der „Herr Magister“ hatte den Amtmann nach besten Kräften aufgenommen. Auf dessen Anfrage berichtete er über den Zustand der Pfarre folgendes: Sein eigener Acker und sein Vieh wären leidlich. Aber von den häuerlichen Abgaben, auf die er Anspruch hätte, ginge nicht alles ein. In den bösen Kriegszeiten seien alle Bücher und Urkunden der Pfarre verloren gegangen²⁷, daher könne er sein Anrecht darauf nicht unbedingt nachweisen. Wohlwollend verspricht der Amtmann, ihm hierbei zur Seite zu stehen.

Inzwischen ist der Schulze eingetreten und meldet, daß die „Untertanen“ sämtlich bereit ständen. Er gibt auf Befragen an; das Dorf muß in der „Pflug-, Saat- und Erntezeit“ dem herzoglichen Pachtthofe vier Tage Spanndienst und einen Tag Handdienst leisten. An Extradiensten hat es Mühlstein- und Salzfuhrn für das Amt zu leisten. Er selbst ist „föör de Schultschap“ frei vom Zehnt für Lämmer und Gänse, für eine Reihe Hocken, und vom Rauchhuhn, muß aber jährlich einen jungen Jagdhund für den Herzog umsonst auffuttern.

Nach der Liste des „Küchenmeisters“, des zweiten Beamten, werden dann die einzelnen Hufen vorgenommen. Der Schulze berichtet, daß seine Stelle in Ordnung ist. Die zweite Hufe ist in Händen einer armen Witwe; die Scheune „ist von den schwedischen Völkern heruntergebrannt, es fehlt ein tüchtiger Hauswirt“. Die dritte „hat ein fremder Kerl, so kein Untertan ist, zur Heuer, für 20 Gulden, tut nur eine Bierpferdereise nach Kostock an Hofdiensten“. Die vierte Stelle ist wüßt, „der Bauer ist mit den Seinen gestorben an der Pesse (Pest), der

²⁷ Dies macht die Familienforschung in M. besonders schwierig.

Ader ist dem Herrn Magister wegen seines restierenden Salary eingetan auf gewisse Jahre“. Einige andere Stellen sind besetzt, doch klagt Claus Roggenack, daß seine Gebäude sehr „untüchtig“ seien. Der letzte Bauer aber „ist so gar arm, daß er nicht für einen guten Kossaten passieren kann“. Mehrere andere Bauern „sein tot, wüst und weg, stehet weder Stod noch Stiel, auch keine Erben mehr vorhanden, der Ader wird bisweilen vom Hofe mit besät“. — Von den Stellen der Kossaten ist eine „frisch angenommen“ (neu besetzt), der Inhaber hat ein Haus darauf gebaut, dient noch nicht zu Hofe. Auf der zweiten „steht noch ein halb Haus, ist auch noch ein Erbe vorhanden, so als Knecht dienet, aber der Ader ist mit Rusc und Busch bewachsen“. Von der dritten „ist die Witwe mit den Kindern nach Dänemark geflüchtet“. Die anderen Kossaten sind „im Kriegswesen verwüstet, zumal es auch gar geringe Leute gewesen, und sich von geringer Handarbeit nähren müssen“. Ihr Ader wird von den Bauern als Weide gebraucht.

Es ist kein erfreuliches Bild, das sich ergeben hat, aber anderswo sieht es noch weit schlimmer aus. Dazu ist hier doch schon ein Anfang der Neubesetzung gemacht, und vor allem, es ist noch ein alter Stamm von Bauern vorhanden. So fährt der Amtmann einigermaßen beruhigt zu dem herzoglichen Pachtthof weiter, zu dessen „Bogtei“ das Dorf gehört, d. h. wohin es dienstpflchtig ist. Auch Claus Roggenack ist zufrieden. Seine Angst ist verschwunden; er überlegt schon, wo er ein Pachtstück für den neuen Torpfofen finden kann: der zweite ist doch auch schon reichlich „olmig“!

Der Gutshof, den der Amtmann nun besucht, wird nicht mehr in Amtsrechnung bewirtschaftet. Aus Geldmangel hat „Herzogliche Kammer“ ihn gegen ein Darlehn von 10 000 Gulden „verhypotheciert“; der Pfandinhaber hat das „Jus antichreticum“, d. h. statt der Zinsen — 6 % ist damals der übliche Satz — steht ihm die Nutznießung des Hofes zu, den er an einen „Pensionarius“ verpachtet hat. Dieser berichtet: „Das gewöhnliche Wohnhaus ist 1638 von den schwedischen Völkern abgebrannt und nicht mehr zu sehen. Vom Viehstall sind drei Fach für eine Stube und Kammer abgenommen und verschiedene Anbauten gemacht. Fürstliches Hausgeräthe ist nicht mehr vorhanden. Im Garten sind nur einige Obstbäume, dagegen gibt es keine „Zinnenhöfe“ und „Hopfenkuhlen“ mehr. Die Teiche sind bis auf einen „Krutschensoll“ vertrautet. Zwar ist der eigentliche Gutsader in erträglichem Zustande, aber von den „Untertanenstellen“ liegen so viele wüst, „und sind wegen Mangels an Menschen, Mitteln und Holz langsam und schwer zu reparieren.“ Ihre Dienste, auf die er doch vertragsmäßig Anspruch hat, fallen also aus. Der Pächter stellt also zur Erwägung, ob man auf den wüsten Stellen nicht eine „Meierei“ (Nebengut) einrichten

kann, oder wenigstens eine Schäferei; die Ausnutzung des wüsten Aders als Bauernweide ist doch nicht genügend ertragreich. Darauf verspricht der Amtmann, Herzoglicher Kammer diesen Vorschlag zu machen, falls die Neubefetzung zu lange auf sich warten lassen sollte, und unter vielen Höflichkeiten trennen sich beide.

Auf der Heimfahrt aber denkt der Vater des Amtes: „Hoffentlich kann Herzogliche Kammer diesen Pachthof bald einlösen! Sonst werden die Schafe des Pächters bald den armen Bauern den Garaus machen. Dann wird aus deren Stellen ein neuer Gutshof entstehen, während die bisherigen Bauern als „Dröschler“ (Tagelöhner) arbeiten können. Ich will für die Bauern tun, was ich kann!“ Der Amtmann wird ordentlich froh bei diesem Voratz. Nur eines stört ihn dabei, und das ist die Überlegung: „Was für Unangenehmes mögen die nächsten vier Wochen mit den weiteren „Visitationsreisen“ bringen!“

Ja, es sah schlimm aus im Lande! Auch die Städte hatten schwer gelitten. Am günstigsten standen noch Rostock und Wismar da. Zwar war ihr Handel durch die Schweden sehr beschränkt, aber sie waren wenigstens von Belagerung oder gar Erstürmung verschont geblieben. Auch größere ummauerte Städte, wie z. B. Güstrow, waren erträglich davon gekommen. Aber die Pest war eingedrungen und hatte unter den Flüchtlingen guten Nährboden gefunden, die in Massen vom Lande und aus den Kleinstädten zusammen geströmt waren. Weit ungünstiger stand es um die Landstädte. Sie waren immer von neuem ausgeplündert; zum großen Teil bestanden sie zuletzt aus Ruinen, sogar ihre Kirchen hatten schwer gelitten. Wenn Plau in einem einzigen Jahre fünfzehn Mal ausgeplündert wurde, wenn in Laage der Wiederaufbau von nur sechzehn Bürgern vorgenommen wurde, so sind das keine Ausnahmefälle.

Besonders schlecht war es den Rittergütern gegangen. Vielfach waren die Besitzer während des Krieges geflüchtet. Dann waren ihre Güter rücksichtslos ausgeraubt worden, und keiner war dagewesen, der sich der armen Bauern angenommen hatte. Vielfach hatten diese ihre Heimat verlassen und waren zu den fremden Heeren gegangen oder hatten sich ins Ausland begeben. Ganze Dörfer waren wüst geworden und wurden nicht wieder aufgebaut. So findet sich mehrfach im Lande der Flurname „De oll Dörpstäd“, und mancher See oder Hügel trägt auf alten Karten den Namen eines verschwundenen Ortes.

Daher ist die Einwohnerzahl der Landesteile, in denen viele Rittergüter sind, besonders stark zurückgegangen. So hatte Amt Stavenhagen am Ende des Krieges statt 5000 Erwachsener nur noch 329, und 30 Dörfer lagen völlig wüst. Amt Grabow hatte von 82 Bauern nur noch 12, während Doberan, das als herzogliches „Tafelamt“ von

beiden Parteien glimpflich behandelt war, von 450 Bauern und Kosjaten „nur“ 190 verloren hatte. Alles in allem war die Einwohnerzahl Mecklenburgs von 300 000 vor dem Kriege auf etwa 50 000 zurückgegangen.

Wie am Ende der Wendenkriege galt es jetzt neu aufzubauen. Es erschien geradezu eine neue Besiedelung des Landes notwendig, aber das war nicht so einfach. Zur Zeit Heinrichs des Löwen gab es im ganzen Reiche landhungrige Leute genug, aber 1648 herrschte auch im übrigen Deutschland Menschenmangel; gerade die arbeitskräftigsten Jahrgänge von zwanzig bis vierzig Jahren waren am stärksten vermindert. Zwar gelang es, aus Dänemark Ansiedler heranzuziehen, mancher abgedankte Soldat blieb im Lande sitzen — so erklären sich die Familiennamen Behm, Däne und Holländer zusammen mit vielerlei fremdklingenden Formen. Aber in der Hauptsache war das Land doch auf die eingeborene Bevölkerung angewiesen. So wurden zunächst die „Erben“ aus den Städten und aus dem „Auslande“, wohin sie geflüchtet waren, wieder herbeigeholt und gezwungen, die elterlichen Hufen anzutreten. Der Eifer dazu ist nicht groß, denn es ist ein hartes Leben, das dem jungen Bauern winkt. Zwar gibt es „Untertanenhülfen“ an Bauholz, Saatkorn und Freijahren, aber den verwilderten Ader wieder ertragsfähig zu machen, ist nicht leicht. Vor allem drohen die Dienste, die der Bauer zum Gutshof zu leisten hat. Sie waren seit Kriegsbeginn weit schwerer geworden, denn die Zahl und der Umfang der Höfe hatte sich vermehrt, während die „Untertanen“ sich wesentlich vermindert hatten. Und dazu suchte der Pächter oder Pfandinhaber mehr herauszuschlagen als vor dem Kriege der herzogliche Verwalter.

Auf den Rittergütern hatten es die Bauern noch schwerer. Dort war so leicht keine Berufung der Bauern gegen ihren Herrn möglich, die es doch im Domanium auf dem Amte gab. Auch die rechtliche Stellung war seit dem Kriege schlechter geworden, denn nun wurde auf die Bauern das römische Recht angewandt. Durch dieses waren sie an die Scholle gefesselt und halb leibeigen, ohne daß sie dabei Besitzrecht auf ihre Hufen hatten. Sie konnten durch Züchtigungen zum Dienst gezwungen werden, hatten Heiraterlaubnis nötig und mußten ihre Kinder dem Gutsherrn als Dienstboten zur Verfügung stellen. So kommen in den folgenden Jahren die „Legungen“ oder „Abmeierungen“ von Bauern immer stärker auf; der Stand der „Häcker und Dröschler“ bildet sich, und der Osten des Landes wird zum Gebiet der großen Rittergüter.

Alle Orte und Stände litten nach dem Kriege unter einer furchtbaren Sittenverderbnis. Der Glaube an einen gerechten Gott war den Alten in den drangsalreichen Jahren entschwunden, die Jungen hatten beim

Fehlen von Gottesdienst und Unterricht nur selten von ihm gehört, und Aberglaube schlimmster Sorte war durch die abgedankten Soldaten eingedrungen. Wer einst unter der Feldbinde den „Passauer Zettel“ bei sich getragen hatte oder sich hatte „festmachen“ lassen, um der feindlichen Kugel zu entgehen, der suchte auch im Frieden allen Schaden durch Beschwörungen und Zaubersprüche, wie sie noch zu Hunderten im Volke leben, abzuwenden. Waren sie wirkungslos, dann war man leicht mit der Behauptung bei der Hand, jemand hätte mit Hilfe des Teufels einen Zauber ausgeübt, gegen den sie machtlos wären. So kommt der Hexenwahn, der sich schon vor dem Kriege im Lande gezeigt hatte, jetzt zu seiner stärksten Ausbildung. Wehe demjenigen, der in Verdacht gekommen oder von einem Beklagten angezeigt ist. Kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter befreit schließlich von der Gefahr, und wer der Folter verfallen ist, endet sicher auf dem Scheiterhaufen oder stirbt an den Folgen der „peinlichen Befragung“. Und die Universitäten verstärken dieses Treiben noch durch ihre „Rechtsbelehrungen“, die sie auf die Anfragen der „Gerichtsherren“ erteilen. Ja, als später ein Herzog dies „Hexenbrennen“²⁸ einzuschränken sucht, „weil das Land mehr denn zu viel beschrien sei“, da sieht sich die Ritterschaft in ihrer Gerechtsame gekränkt und betreibt es noch ärger. Erst die Jahrhundertwende hat dieses Unheil beseitigt, während im Reiche die Scheiterhaufen noch Jahrzehnte loderten.

Dazu ging der Zug, das Leben zu genießen, gleichmäßig durch alle Stände, sei es auch auf Kosten anderer oder auf Kosten der Zukunft: der Krieg hatte gelehrt, daß alle Fürsorge für die Zukunft ein eitles Ding sei. So sind Kleiderluxus und Verschwendung zu erklären, die zu einem verarmten Lande nicht recht passen wollen. — Schwer lag auch die deutsche Sprache darnieder. An die Stelle der lateinischen und griechischen Fachausdrücke traten die Flüche aus aller Herren Länder. Unsere Heimat schien am Rande des Grabes zu stehen.

²⁸ Der häufig vorkommende Flurname „Schmoksberg“ erinnert noch an diese Zeit. Vgl. E. Beyer, Kulturgeschichtliche Bilder und R. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg.

12. Kapitel. Mecklenburgs Anteil an den schwedischen Kriegen und deren Folgen.

Pip, Dän, pip,
 Din Schonen büßt du quit;
 Bör Wismar heßt du lang' lägen,
 By Gad'busch heßt du Släg frägen.
 Pip, Dän, pip!

Raum hatte unser Vaterland angefangen, sich von den Schäden des Großen Krieges wieder etwas zu erholen, da begann das Unheil von neuem. Der Westfälische Friede hatte Wismar in die Hände der Schweden gegeben. Diese bauten es zu einer der stärksten Festungen Europas aus; von hier aus konnten sie ihre Besitzungen in Deutschland schützen, vor allem gegen Dänemark, das immer wieder auf seine alten Großmachtpläne zurückkam. Daher bildete Wismar ein Hauptziel der Dänen in den Kriegen, die sie in der Folgezeit gegen Schweden führten, und Mecklenburg wurde gegen seinen Willen in diese Kämpfe verstrickt. Polen, Dänen, Brandenburger, Reichstruppen betraten auf diese Weise als Gegner Schwedens den mecklenburgischen Boden; die polnischen Truppen hausten besonders grausam im Lande. Zu allem Unglück schloß der regierende Herzog von Schwerin ein Bündnis mit Ludwig XIV. von Frankreich und weilte viel am Hofe des Sonnenkönigs; das machte Mecklenburgs Schicksal noch drückender. Zwar fiel Wismar nach der Schlacht bei Fehrbellin 1675 in die Hände der Dänen. Aber der Kaiser verriet den Großen Kurfürsten und zwang ihn zum Frieden; damit erhielt Schweden auch Wismar zurück.

Neue Schwierigkeiten entstanden am Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Damals starb das Güstrower Herzogshaus im Mannesstamme aus, und das Land mußte an die Schweriner Linie fallen. Doch da erhob nicht nur der regierende Herzog Ansprüche, sondern auch dessen Oheim, Adolf Friedrich, der Schwiegersohn des letzten Güstrower Fürsten. Der Kaiser entschied sich zwar für den regierenden Herrn; aber da erhoben die Stände des Niedersächsischen Kreises Einspruch, weil ihre Einwilligung nicht eingeholt war. Sie ließen jetzt zugunsten von Adolf Friedrich 3000 Mann ins Land rücken; diese lebten wieder jahrelang auf Kosten des Landes. Endlich kam es 1701 zum Hamburger Vergleich. Dadurch erhielt der regierende Herzog den Hauptteil des Landes Güstrow, seinem Oheim Adolf Friedrich aber wurde so viel Land zugesprochen, daß er eine Jahreseinnahme von 40 000 Talern und einen Sitz auf dem Reichstag erhielt. Das war die Herrschaft Stargard mit Zu-

behör und das Fürstentum Rügen; dazu kam eine jährliche Hebung aus dem Boizenburger Elbzoll. Gemeinsam sollten Stände, Landeskirche, Universität, Hof- und Landgericht bleiben. — Der neue Reichsfürst machte Strelitz zum Regierungssitz, während Güstrow, die gegebene Landeshauptstadt, zur Provinzialstadt herabsank.

Bald kam es zu neuen Kriegeandrangsalen: Mecklenburg wurde durch Wismar in den Nordischen Krieg verwickelt. Als Karl XII. von Schweden bei Poltawa von den Russen geschlagen worden war, begannen die Dänen Wismar zu belagern. Aber bald zog ein schwedisches Heer von Pommern gegen sie aus, und ihm stellten sie sich bei Gadebusch, ohne die nahende russische Hilfe abzuwarten. Infolgedessen wurden sie völlig geschlagen und mußten aus dem Lande weichen. „Se hölt sid as de Dän bi Gad'busch“ sagt man wohl heute noch scherzend, auch der oben angegebene Spottvers auf die verhassten Plünderer ist noch lebendig.

Für einige Zeit hatte das Land Ruhe. Aber die Kämpfe hatten bis dahin schon 2,5 Millionen Taler Schaden gebracht. So mußte der Herzog weitgehende Steuernachlässe gewähren. Deshalb bemühte er sich, nun mehr Industrie im Lande zu begründen, vor allem Tuchmacherei. Er hatte wenig Erfolg damit. Von Dauer blieb nur die Ansiedlung von vertriebenen Hugenotten in Bülow, die Grundlage der dortigen reformierten Gemeinde, die noch heute besteht.

Im weiteren Verlaufe des Nordischen Krieges vermehrten sich die Schwierigkeiten wieder. Das geschah vor allem durch den neuen Herzog Karl Leopold von Schwerin. Er war im Auslande erzogen und hatte im Heere Karls XII. von Schweden gekämpft. Diesem leidenschaftlichen Fürsten eiferte er nach. So wollte er in Mecklenburg die unumschränkte Herrschaft der Fürsten einführen. Zuerst trat er der Ritterschaft und dem hanseatischen Selbstbewußtsein Rostocks schroff entgegen. Für den Augenblick hatte er Erfolg, aber die Beschwerden beim Kaiser rissen nicht ab. Nun vermählte er sich mit einer Nichte Peters des Großen von Rußland. Dieser sandte 1716 dem Herzoge 50 000 Russen; angeblich sollten sie Wismar belagern, in Wirklichkeit war ihre Aufgabe, die Stände den herzoglichen Wünschen gefügig zu machen. Fast ein Jahr lang lebten sie auf Kosten des Landes, namentlich Rostocks und der Ritterschaft. Bei ihrem Abzuge nahm der Herzog mehrere russische Regimenter in seine Dienste, so daß seine Truppenmacht schließlich 12 000 Mann betrug.

Als sich die Stände immer wieder beim Kaiser über ihren Herzog beschwerten, als der Strelitzer Herzog gleichfalls Einspruch gegen Karl Leopolds Verhalten erhob, verhängte der Kaiser die Reichsexekution gegen den ungehorsamen Fürsten, der trotz aller Ermahnungen sein Verhalten gegen die Ritterschaft nicht ändern wollte. Hannover wurde mit

der Vollziehung beauftragt. Eine kaiserliche Kommission in Rostock, bestehend aus „Königlich Großbritannischen und Churfürstlichen, auch Hochfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Räten“ übernahm die Landesregierung. Sie zog alle Steuern und Pachten an sich: ihre Truppen richteten sich im Lande häuslich ein und ließen sogar Weiber und Kinder nachkommen. Dömitz allein blieb in den Händen des Herzogs; doch dieser erkannte die kaiserliche Kommission nicht an, sondern rief seine Untertanen zum Ungehorsam auf, Geistliche und Bauern traten für ihn ein; er versuchte durch ein Volksaufgebot die Herrschaft wiederzugewinnen; es war vergebens. Schon schien es, als ob Mecklenburg eine Beute Hannovers werden sollte, da griff Preußen ein (1733). Mitglied der Reichsexekution war König Friedrich Wilhelm I. schon früher geworden, denn er hatte ein altes Erbrecht der Hohenzollern auf Mecklenburg zu verteidigen. Jetzt ließ er drei Regimenter in Mecklenburg einrücken; denn Karl Leopold hatte seine Hilfe angerufen. Da zogen die Hannoveraner ab (1735); allerdings mußten ihnen für ihre „Unkosten“ acht Ämter verpfändet werden. Bald folgten ihnen die Preußen, die es mit vier anderen Ämtern ebenso machten. Aber wenigstens im Inneren kam es völlig zur Ruhe; denn Karl Leopold lebte bis zu seinem Tode in Wismar nicht viel anders als ein Privatmann.

Das Jahrhundert seit dem Westfälischen Frieden hatte unser Vaterland schwer mitgenommen. Die Kriege hatten nicht aufgehört, das Volk seufzte unter Durchzügen, Räubereien, Zwangsrekutierungen. Dazu war der Gegensatz von Regierung und Ständen immer stärker geworden. Während sich damals in den meisten Staaten der fürstliche Absolutismus herausbildete, war in Mecklenburg die Macht der Stände noch gewachsen. Der Nachfolger des „suspendierten“ Herzogs trug keine Schuld daran. Er hatte schon als „Kaiserlicher Administrator“ den Abzug der auswärtigen Truppen erreicht. Aber selbst sein Geschick reichte nicht aus, um die alte fürstliche Macht wieder herzustellen. So mußte er die tatsächlichen Verhältnisse auch rechtlich anerkennen, und zwar durch ein Staatsgrundgesetz, den „Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich“ von 1755. Danach bezog sich die absolute Regierungsgewalt der Landesherren nur auf das Domanium, also die herzoglichen Bauerndörfer und Pachthöfe. In der „Ritterschaft“, den Rittergütern, und der „Landschaft“, den Städten, war sie durch den Landtag beschränkt. Dieser tagte jährlich abwechselnd in den Städten Malchin und Sternberg. Die Landesherren waren durch Kommissarien vertreten; Vermittler zwischen den Herzögen und den Ständen waren die Landräte. In der landtagsfreien Zeit wurden die Geschäfte der Stände vom „Engeren Ausschuß“ in Rostock erledigt. Die Bewilligung der Steuern (Kontribution oder Hauptmodus, Reichsteuern oder Römermonate, Fräuleinsteuer bei Heirat einer Prinzessin

u. a.) war das Hauptrecht des Landtages. Außerdem hatte er auch bei Gesetzgebung, Heeres-, Münzfragen und anderem mitzusprechen. — Die Leibeigenschaft der Bauern wurde ausdrücklich als zu recht bestehend anerkannt, ebenso das Recht, die Bauern zu legen. Kostoßs Sonderrechte als Seestadt wurden von Herzog und Ständen erneut bestätigt — das schwedische Wismar schied selbstverständlich aus.

Der „EGGE“ verbürgte den Ständen weitgehende Macht. Die Ritterschaft gebrauchte sie vor allem zum Bauernlegen. Doch die Herzöge hatten immerhin den Vorteil, daß endlich im Innern Ordnung geschaffen war. So hatten der Kaiser und der Niedersächsische Kreis künftig kein Recht mehr, in mecklenburgische Verhältnisse einzugreifen. Die Zwistigkeiten, die seit 1701 dauernd zwischen den beiden herzoglichen Linien geherrscht hatten, wurden jetzt endgültig begraben. Auch Mecklenburg-Strelitz erkannte den Erbvergleich in vollem Umfange an.

13. Kapitel. Ut de Preußentid.²⁹

Es war nicht weit vor Sonnenaufgang am Christtage des Jahres 1761, da ritt ein Trupp Bellingscher Husaren unter Führung eines Kornetts auf das Schloß Basedow zu, das der adeligen Familie Hahn gehörte. „Hoffentlich gibt es einen fröhlichen Tanz mit den Schweden!“ rief der Führer vergnügt seinen Nachbarn zu. „Der Kornett denkt wohl, alte Bekannte zu treffen,“ murmelte der Korporal, der den Trupp schloß. „Was meint Ihr damit, Korporal?“ fragte verwundert ein Neuling. Der Gefragte strich sich wichtig den Schnurrbart und entgegnete: „Weiß Er denn nicht, daß der Kornett von Blücher³⁰ einst in schwedischen Diensten war? In Rügen ist er als Junker bei den Schweden eingetreten, aber der Spaß hat nicht lange gedauert. Vor fünfzehn Monaten hab' ich ihn im Strelitzschen selbst gefangengenommen. Gewehrt hat er sich, daß man gleich sah, der Junge taugt etwas! Da hat ihn denn der Herr Oberst selbst beredet, bei uns einzutreten; 'was Besseres als preußischer Husar könne er im Leben nicht werden! Jetzt merkt man kaum noch, daß er kein Preuße, sondern ein Mecklenburger ist.“ „Warum ist er denn nicht in das Heer seines Landesherrn eingetreten?“ Ein mitleidiger Blick streifte den Frager, und der Korporal erwiderte: „Die mecklenburgischen Truppen nehmen nicht an den Kämpfen teil, trotzdem der Schweriner Herzog selbst 1756 für die Reichsexekution gegen Preußen gestimmt hat. Am liebsten hätten wir 1759 gleich die ganze mecklenburgische Armee (2300 Mann) in Gefangenschaft genommen und bei uns

²⁹ Siehe das gleichnamige Schauspiel von E. Beyer.

³⁰ Der „Marschall Vorwärts“ der Befreiungskriege.

untergesteckt. Aber der Herzog hat wohl etwas geahnt und sie nach Rügen unter schwedischen Schutz geschickt.“ „Wäre das Land denn nicht besser neutral geblieben?“ fuhr der beharrliche Rekrut fort. „Da würde es auch nicht viel Freude gehabt haben. Unser König hat gesagt: „Medlenburg ist ein dicker Mehl sack; wenn man darauf klopft, fällt immer noch etwas heraus.“ Und einem neutralen Staat hätte der Kaiser erst recht keinen Schutz gewährt. — Nun, wir haben ja auch recht nett geklopft in diesen Jahren,“ schloß der Korporal wohlgefällig. Plötzlich fiel ein Schuß, und der Kornett gebot Halt. Die Schweden verteidigten Schloß Basedow aufs tapferste. Es schien freilich nutzlos zu sein, denn neue Schwadronen von Preußen erschienen. Schon freuten sie sich auf einen lustigen Abend, da kam Hilfe für die Schweden, und die preußischen Husaren mußten abziehen. Doch für den Besizer blieb der Tag eine trübe Erinnerung; beim Abreiten der Preußen warf ein Pistolenschuß Feuer in eine Scheune, und in wenigen Stunden lagen die ganzen Wirtschaftsgebäude in Asche.

Ja, es waren böse Zeiten, vor allem für den Süden unseres Vaterlandes, die unter dem Namen „Preußentid“ bekannt sind. Von 1757 bis 1762 war Medlenburg-Schwerin — Strelitz war neutral geblieben — ununterbrochen von den Preußen besetzt. Diese sollten die schwedische Armee in Pommern beobachten und für Preußen möglichst viel aus unserem Vaterlande herausholen. Es gelang nur zu gut! Auf acht Millionen Taler nach vollwertigem Gelde berechnet man die Verluste, die Medlenburg in diesen Jahren erlitten hat, an Geld, Vieh, Korn und an anderen „Naturalien“. Das war das Sechzehnfache der normalen jährlichen Landeseinnahmen; den Betrag der „Subsidien“, die England dem Preußenkönige während des Krieges gezahlt hat, ließ diese Summe weit hinter sich. Dazu kamen schwere mittelbare Einbußen, vor allem, weil König Friedrich in den letzten Kriegsjahren die Münzen verschlechterte. In manchen Gegenden, namentlich im Süden, waren die Äcker jahrelang nicht bestellt worden, die Häuser waren zerfallen, die Einwohner scheu, verwildert, nicht mehr gewöhnt an regelmäßige Arbeit, so groß war die Angst vor den preußischen Soldatensängern. Über 5000 Männer, an Jahren und Kraft die Blüte des Volkes, mußten im Laufe des Krieges in preußische Regimenter wandern. Und wieder war es der Bauernstand, der die schwersten Opfer hatte bringen müssen.

Aber der überragenden Gestalt des großen Königs versagten auch die Medlenburger ihre Anerkennung nicht: Über den Alten Fritz und Ziethen, über den König und seinen Hofnarren haben sich mancherlei lustige Schwänke bis in die Gegenwart erhalten, die den König stets als den gewinnenden Teil zeigen. Vielleicht hatte unser Volk die dunkle

Ahnung, daß es durch seine Opfer dazu beitrug, die Heimat vor Schweden und Dänen, vor Moskowitern und Franzosen zu bewahren.

In dankbarer Anerkennung sei noch des damals regierenden Fürsten gedacht. Herzog Friedrich der Fromme von Mecklenburg-Schwerin suchte mit Erfolg die Wunden des Krieges zu heilen. Infolge seiner Sparsamkeit gelang es ihm, die acht an Hannover verpfändeten Ämter wieder einzulösen. Wie sein großer Feind in Preußen, hob auch Herzog Friedrich die Fokter auf und führte den Anbau der Kartoffel ein. Ja, er ging über ihn hinaus, indem er die Volksschule förderte: statt ausgedienter Invaliden wirkten in unserer Heimat schon Lehrer, die auf einem Seminar ausgebildet waren. Auch in kirchliche Angelegenheiten griff er ein und beseitigte offenbare Mißbräuche, so das Übermaß von Festtagen und die Fürbitte um einen „gesegneten Strand“.³¹ Nur die Verlegung des Herzoglichen Teiles der Universität Rostock nach Bülow (1760—1788) stellte sich bald als Mißgriff heraus. Die Stadt Ludwigslust hat ihm besonders viel zu danken, vor allem dafür, daß er sie an Stelle von Schwerin zur Residenz machte; bisher hatte dort nur ein Jagdschloß gestanden. Ein gnädiges Geschick war es, das ihn dem Lande fast drei Jahrzehnte erhielt.

14. Kapitel. Ut de Franzosentid.³²

1. Die Zeit der Koalitionskriege.

„Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen“

zitierte der Bürgermeister von Gadebusch eines Abends seinen geliebten Schiller, als er — es war im Juli 1803 — in der „Société“ mit den Honoratioren zusammentraf. „Was gibt es denn Gutes?“ fragte der Stadtphysikus erstaunt, die silberbeschlagene Pfeife mit dem Meerschäufkopf aus der Hand legend, und jener fuhr fort: „Soeben habe ich von Schwerin die Anzeige erhalten, daß Herzogliche Regierung gegen ein Darlehn von fast zwei Millionen Talern Wismar mit Pöl und Neukloster in Pfandbesitz erhalten hat. Nun sind wir den Schweden hoffentlich für alle Zeit los und haben mit seinen Kriegen nichts mehr zu tun!“ „Gott geb's!“ sprach der Stadtphysikus bedächtig. „Nun, seit der alte Fritz sich mit der Kaiserin in Hubertusburg vertragen hat,“ meinte der Bürgermeister, „haben wir Mecklenburger es doch wirklich halten können! Die letzten Ernten sind gut gewesen, und Handel und

³¹ Dies wurde von der Kirche auf reichen Fischfang, von der Küstenbevölkerung aber auf die gestrandeten Schiffe bezogen.

³² Titel eines Buches von Fritz Reuter.

Wandel sind im Gedeihen. Als ich neulich in Rostock war, sah ich den Hafen voll von Schiffen wie noch nie, und auch die Fischländer ziehen mit ihrem Frachtverkehr tüchtig Bargeld ins Land.³³ Die vier Ämter, die Preußen noch immer in Pfandbesitz hatte, haben wir ja auch glücklich wiederbekommen.“ „Und dann die Besserstellung der Bauern³⁴ und die Aufhebung der Univeritätsstreitigkeiten,“ sagte der Arzt wieder, „ja, Herr Bürgermeister, Ihr habt recht! Es heißt ja schon, daß von auswärts die vornehmen Leute ins Land kommen, um das neumodische Seebad Doberan zu besuchen!“ „Ja, und wenn dann erst der große General Napoleon ganz Europa zu einem einzigen Staat gemacht hat,“ erklärte ein Anderer befriedigt, „dann ist das goldene Zeitalter mit seinem ewigen Frieden fertig.“ Allgemeines Schweigen war die Antwort; mußte der Überfluge mit seiner vaterlandslosen Gesinnung ihnen sogar diese schöne Stunde stören! Früher als üblich brach einer nach dem anderen auf, und der Bürgermeister sprach beim Auseinandergehen aus, was alle dachten: „Hoffentlich wird diese Gottesgeißel uns immer fernbleiben!“

2. Die Franzosen im Lande.

Der Vater muß auf Fronen gehn,
Der Sohn weit weg im Felde stehn
Und für den Dränger bluten.

Drei Jahre waren verfloßen. Immer bedrohlicher war das Gewölk am politischen Himmel aufgestiegen. Nun zuckte der Blitz aus der Wetterwolke und traf bei Jena und Auerstädt den preußischen Nachbarn auf den Tod. — Wohl zeigten die medlenburgischen Landesgrenzen überall Pfähle mit der Aufschrift: Neutral. Aber „Not kennt kein Gebot“. Zum zweiten Male drang der ehemalige schwedische Kornett von Blücher in sein Heimatland ein; jetzt war er preußischer Generalleutnant und setzte alles daran, seine Truppen der Gefangennahme zu entziehen. Von Neustrelitz zog er durch das Land, um die Elbe zu erreichen. Drei französische Korps suchten ihn zu erjagen, und im neutralen Lande kam es mehrfach zu Gefechten (Rössentin). Die feindliche Übermacht zwang ihn, sich über Schwerin nach Lübeck zu wenden; bei Ratkau kapitulierte er mit allen Ehren.

Auch unsere Freunde in Gadebusch hatten schwer unter dieser Zeit zu leiden. Hören wir, was der Bürgermeister dem Stadtphysikus nach dessen monatelanger Abwesenheit berichtete: „Am vierten November

³³ Im Jahre 1800 hatten die vier Dörfer auf Fischland 56 Schiffe in Besitz, im Wert von über 150 000 Talern. Ihr Kapital verzinst sich seit den Koalitionskriegen mit 10—20 %

³⁴ Die Bauern erlangten in jener Zeit im Domanium die Stellung von Pächtern und wurden von den schweren „Hofdiensten“ befreit.

kam der Krieg in unsere Nähe. General Blücher hat dicht bei der Stadt die Rückzugskämpfe geleitet. Sein tüchtigster Offizier soll ein Oberst York gewesen sein. Die Franzosen glaubten, daß er aus der Stadt Hilfe gehabt hätte, und waren so aufgebracht, daß sowohl von einzelnen zuchtlosen Soldaten wie von der kaiserlichen „Intendantur“ geplündert wurde; nur nannte die letztere es „Requisitionen“, als sie den Einwohnern die besten Pferde, dazu Schlachtvieh in Massen, wegnahm. Immerhin habe ich erreicht, daß für die Heereslieferungen schriftliche Bestätigungen ausgestellt wurden. Das Schwerste aber, was wir erlebten, war der Anblick, wie an den öffentlichen Gebäuden die Landeswappen heruntergerissen wurden, um dem kaiserlichen Adler Platz zu machen. Denn Napoleon erkannte Mecklenburg-Schwerin nicht als neutralen Staat an; daher verleibte er es seinem Lande ein und zwang unseren Herzog Friedrich Franz, sich nach Altona zu begeben. Von Tag zu Tag stiegen die Preise, namentlich für Kolonialwaren, denn durch die Kontinentalsperre wurde aller Handel mit England untersagt. Es kam dahin, daß das Pfund Zucker mit einem Scheffel Weizen bezahlt wurde.“

Je länger die Franzosen im Lande waren, desto mehr nahmen die Kontributionen, Lieferungen an Korn, Vieh u. a., die Beschlagnehmung von Kunstgegenständen zu. Anfang 1807 berechnete man die Gesamtschäden schon auf über sieben Millionen Taler.

Im Frieden von Tilsit machte die Fürsprache Kaiser Alexanders zwar der französischen Herrschaft ein Ende. Aber Mecklenburg mußte dem Rheinbunde beitreten, und besser wurden die Zeiten nicht. Nach wie vor forderte das kaiserliche Heer umfangreiche Lieferungen. Handel und Wandel stockte, denn Korn und Vieh konnten nicht ausgeführt werden. Um die Ostsee völlig gegen England abzusperrn, legte die kaiserliche Zollverwaltung Zollwächter, die verhafteten „Douaniers“, ins Land; immerhin waren sie für Bestechungsgelder zu haben. So kam der Schmuggel von der Wismarer Bucht her in Blüte. Und als Napoleon den Seestädten befahl, für seine Flotte Matrosen zu stellen, da suchten immer mehr Menschen Zuflucht in leichtsüher Tätigkeit: und für manchen war der Weg vom Schmuggler zum Räuber nicht weit. Förmliche Banden bildeten sich im Lande. Durch Konkurse und Arbeitslosigkeit erhielten sie noch weiteren Zuzug.

Bei alledem gab es noch viele Durchmärsche von Truppen, die gepflegt werden mußten. So rückte auch Schill durch das Land; die Mecklenburger sollten ihn am Marsch nach Stralsund hindern, aber bei Damgarten wurden sie geschlagen. Der Wert der Truppen, unter denen sich viele angeworbene „Ausländer“ befanden, und die Neigung, Napoleon Schergendienste zu leisten, war gleich gering gewesen. Als Napoleon nach Rußland zog, mußten beide Mecklenburg fast ihre ganzen Rhein-

landskontingente stellen, Schwerin 1700 Mann, Strelitz 400. Sie gelangten zwar nicht bis nach Moskau, aber da sie auf dem Rückmarsch zur Nachhut gehörten, waren ihre Verluste schon vor dem Übergang über die Beresina groß genug. Bei den Schwerinern hatte die schlechte Ausrüstung ihr gut Teil Schuld daran. Es gelang ihnen zwar, die Fahnen zurückzubringen, aber es waren kaum hundert Mann, die den Feldzug überlebten.

3. Die Befreiungskriege.

Als letzter Reichsfürst hatte sich Friedrich Franz I., der Schweriner Herzog, dem Rheinbund angeschlossen, als erster verließ er ihn wieder. Zwei Jägerregimenter, eins zu Fuß und eins zu Pferde, wurden gebildet. Die Medlenburger kämpften zunächst gegen Davoust, — im russischen Feldzuge waren sie seine Untergebenen gewesen — der von Hamburg aus Vorstöße nach Osten unternahm, und verteidigten die Heimat wacker. Ihnen zur Seite tritt das Lühowsche Freikorps; dieses verlor bei Gadebusch seinen Sänger, den Dichter Theodor Körner.³⁵ Die weiteren Kriegsereignisse führten die beiden Regimenter als Teil der Armee Bernadotte nur nach Holstein und Westfalen. — Erfolgreicher waren die Strelitzer, ein Husarenregiment, das dem Korps York zugeteilt wurde. Ihr Brigadefeldkommandeur war Herzog Carl, der jüngste Sohn ihres Landesherrn; daher sind sie als „Carlsruharen“ bekannt. Sie machten den ganzen Feldzug der schlesischen Armee mit und kämpften bei Wartenberg und mit besonderem Erfolg bei Mödern; hier gewannen sie den einzigen Adler der Kaisergarde, der in die Hände der Verbündeten fiel. Eine Standarte mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse war der Lohn der Tapferen. Viele Medlenburger waren in das Lühowsche Freikorps oder in preußische Regimenter eingetreten, und Vater Blücher soll mit seinen Landsleuten sehr zufrieden gewesen sein.

Der Wiener Kongreß brachte unserem Vaterlande wenig Veränderungen. Die Fürsten erhielten die Großherzogliche Würde und einen kleinen Anteil an der französischen Kriegsentschädigung; eine Vergrößerung ihres Gebietes erlangten sie jedoch nicht. Den Ständen aber gelang es durch ihr Geschick, sich ungefährdet in die neueste Zeit hinüberzuretten.

15. Kapitel. Das Jahrhundert des neuen deutschen Reiches.

Die Regierungszeit des Großherzogs Friedrich Franz I. brachte für Medlenburg mancherlei Veränderungen. Zwar die Souveränität, welche die Auflösung des alten Reiches und die Gründung des Rhein-

³⁵ Sein Grab ist unter einer Eiche in Wöbbelin. Als er tag zuvor dort rastete, hatte er sich diesen Platz voll Ahnung zur letzten Ruhestätte gewünscht.

bundes mit sich führte, wurde nicht ausgenutzt. Immerhin mußte sich die Ritterschaft zu einer Verdoppelung ihrer Steuer bequemen, die Städte gaben manche Sonderrechte auf. Nach dem Kriege folgte die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den Domänen; zögernd folgte die Ritterschaft (1820). „Kein Hüßung“³⁶ war die Folge für so manchen ritterschaftlichen Tagelöhner, den sein Herr trotz aller Gesetzesklauseln gekündigt hatte. Das Landarbeitshaus in Güstrow, „dat Sloß“, füllte sich mit Heimatlosen. Zweimal im Laufe der folgenden Jahrzehnte zogen die Besten unserer besitzlosen landwirtschaftlichen Bevölkerung übers Meer, um in Nordamerika oder in Brasilien ihre eigene Scholle unter die Füße zu bekommen. Das gelang ihnen zumeist; doch innerlich wurden sie das Heimweh nach „old country“ nicht los. In Nordamerika vergaßen sie oft schon in der zweiten Generation ihr Deutschtum und Sprachen und fühlten wie die härteren Angelsachsen.³⁷ In Brasilien wahrten sie ihr Volkstum treuer. Im Gebiet der Ritterschaft war die Auswanderung besonders groß. Dort hatte um 1800 ein Drittel der gesamten mecklenburgischen Bevölkerung gewohnt, um 1900 war es nur noch ein Sechstel. Für die Güter wurde der Ausfall zwar durch landwirtschaftliche Maschinen („Lohnverdarwer“) und später durch polnische Wanderarbeiter wieder wett gemacht, aber nicht für das Volksganze.

Besser sah es im Domanium aus. Dort erfolgte jetzt grundsätzlich der Übergang von der alten Dreifelderwirtschaft zum mehrschlägigen System. Der Acker der Pachthöfe wurde gewöhnlich in elf Schläge gelegt, bei den Bauerstellen waren es meist weniger. Auch das Land, das Jahrhunderte nur als Weide gedient hatte, kam jetzt unter den Pflug. Daran schloß sich notwendig die „Separation und Permutation“, der Acker der einzelnen Hufen wurde zusammengelegt. Nur auf diese Weise ließ sich vermeiden, daß der Acker einer Bauernstelle bei sieben oder mehr Schlägen zu sehr zersplittert wurde. Damit war der einzelne Bauer frei von der Rücksicht auf die Dorfgenossen, wenigstens in der Art der Ackerbestellung. Infolgedessen konnte die Großherzogliche Kammer jetzt mit den einzelnen Bauern Kontrakte schließen. Sie suchte außerdem zu erreichen, daß die Bauern zu Erbpächtern wurden; dann hatten sie gegen Verzinsung des „Kanons“, einer Art großherzoglichen Hypothek, ein wenig beschränktes Eigentumsrecht an ihren Stellen gewonnen. Auf die Ansetzung von Büdnern und Häuslern, namentlich „up de Butensläg“, wurde besonders geachtet.

In der Stadtverwaltung erfolgte eine Reform nach dem Vorbild der

³⁶ Werk von Fritz Reuter, dgl. „Allgeschichte von Meckelborg“, „R. 5.“ gilt manchen als Reuters wertvollste Dichtung.

³⁷ J. Gillhoff, Jörn Jakob Svehn, der Amerikafahrer. Hier schreibt der Sohn des eingewanderten Mecklenburgers: „Im Englischen bin ich besser.“

preußischen Städteordnung. Durch die „Auschußbürger“ (Bürgervertretung) nahm die Einwohnerschaft Anteil am Stadtre Regiment; so fand allmählich die Betternwirtschaft ihr Ende. Dagegen blieb der Zunftzwang bestehen: nur die Zunft durfte Neuerungen einführen, nicht der tüchtige, vorwärtstrebende Meister; auch die Niederlassung neuer Meister war schwierig. Ähnlich stand es bei den Kaufleuten. Nur die Seestädte nahmen einen kräftigen Aufschwung. Die Handelsflotte Rostocks war zeitweilig die größte der ganzen Ostsee.

Von Bedeutung war die Umbildung des Gerichtswesens. 1812 wurde das „Kriminalgericht“ in Bützow gegründet, hauptsächlich, um den Räuberhauptmann Mehl und seine Bande abzuurteilen, dann für Kapitalprozesse überhaupt; sein Arbeitsgebiet entsprach etwa dem des heutigen Schwurgerichtes. Dafür verschwanden die Galgen der einzelnen Städte. Bald darauf kam es zur Gründung der „Justizkanzleien“ in Schwerin, Rostock und Güstrow, auch Neustrelitz; sie waren die Vorläufer der heutigen Landgerichte. Über ihnen stand das „Oberappellationsgericht“ in Parchim, das später als Oberlandesgericht nach Rostock verlegt wurde. Auch im Volksschulwesen erfolgte in dieser Zeit ein Aufschwung, namentlich innerhalb des Domaniums. Der Bau von Chausseen und Kanälen nahm seinen Anfang; er bahnte die spätere Beseitigung der Binnenzölle an.

Die Beschäftigung mit der Landesgeschichte blühte unter Friedrich Franz I. besonders auf. Mecklenburg wurde darin führend in Deutschland. Die Archive wurden wissenschaftlicher Arbeit zugänglich gemacht, die großherzoglichen Sammlungen gewannen weit über die Grenzen des Landes Ansehen.³⁸

Die kurze Regierung seines Nachfolgers ist unter anderem erwähnenswert wegen der Verlegung der Residenz von Ludwigslust nach Schwerin. Dazu wurde durch den Bau der Berlin—Hamburger Bahn der Anschluß an das deutsche Eisenbahnnetz in die Wege geleitet.

Unter Großherzog Friedrich Franz II. blühte Mecklenburg weiter auf. Im Zusammenhang mit der Revolution von 1848 wurde eine moderne Repräsentativverfassung eingerichtet. Doch es kam zum Einspruch des Strelitzer Großherzogs, der Seestädte und eines Teiles der Ritterschaft, und zwar beim Bundestage. Der Großherzog erklärte sich bereit, ein Schiedsgericht bestimmen zu lassen; aber der Freienwalder Schiedspruch erklärte 1850 die alten Stände als zu recht bestehend. So konnte man die roten Röcke der adeligen Landstände weiter in Malchin und Sternberg sehen; als „Ehrenwesten! Lieber! Getreuer!“ wurde jeder Landstand bis zum Weltkrieg geladen.

³⁸ Alle wissenschaftlichen Bestrebungen wurden zusammengefaßt im „Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde“.

Auf anderen Gebieten setzte die Reformtätigkeit mit größerem Erfolge ein. Über die Landeskirche nahm der Großherzog seine „oberbischöflichen“ Rechte jetzt durch den „Oberkirchenrat“ wahr. Eine besondere Förderung wurde den Anstalten der Inneren Mission zuteil. Kirchliche und weltliche Bauten aller Art wurden aufgeführt oder erneuert; der Ausbau des Schlosses auf der alten Burginsel Niklots im Schweriner See zu einem einheitlichen Ganzen ist wohl die größte Leistung jener Zeit. Die Universität Rostock wurde mit neuen Einkünften ausgestattet, die Zahl ihrer Lehrstühle wurde verdoppelt; so ging die Gefahr, aufgehoben zu werden, für sie vorüber. Durch einen Festakt ehrt sie jährlich den Geburtstag ihres „dritten Gründers“. Im Jahre 1869 erfolgte die Vererbpachtung der Bauern für das ganze Land; damit war das Weiterbestehen dieses wichtigen Standes für alle Zeiten gesichert.

Während unser Vaterland im Kriege 1864 neutral blieb, schloß es sich 1866 sofort an Preußen an. Der Großherzog übernahm die Führung eines Reservekorps in Bayern; doch es kam nur zu kleinen Gefechten. — Nach dem Frieden erfolgte der Anschluß beider Mecklenburg an den Norddeutschen Bund, bei dem Schwerin durch sechs, Strelitz durch einen Abgeordneten vertreten war; doch im Inneren blieb die ständische Verfassung erhalten. Gleichzeitig erfolgte der Beitritt zum preußischen Zollverein.

Im Deutsch-Französischen Kriege gehörte die 17. Division, Mecklenburger und Hanseaten, zunächst dem Küstenschutz an, der etwaige französische Landungsversuche verhindern sollte; auch mit einem Angriffe der Dänen wurde gerechnet. Als alles ruhig blieb, rückten die Truppen unter Führung des Großherzogs nach Frankreich ab. Die Festung Toul wurde beschossen und eingenommen. Dann ging es weiter ins Land. Mit Prinz Friedrich Karl zusammen erhielt unser Landesherr die Aufgabe, der neugebildeten Voirearmee entgegenzutreten. Einem Siege bei Voigny folgte der Einzug in Orleans. Auch die Teilnahme an der Schlacht bei le Mans war erfolgreich.³⁹ Besonders stolz waren die Mecklenburger, unter den Augen ihres Landesherrn alles dies geleistet zu haben; der Großherzog war der einzige regierende Fürst, der außer dem Kaiser als selbständiger Heerführer tätig war. Der Mann aber, der als Schlachtenlenker die Geschichte Deutschlands so herrlich geführt hatte, der große Schweizer Graf Moltke, war ein Kind unseres Landes (geboren in Parchim 1800).

Über achthundert Mecklenburger hatten durch ihren Tod dazu beigetragen, daß „der Bund zwischen Norden und Süden mit Blut gefittet wurde.“ Jetzt kam eine Zeit der äußeren Ruhe. An der glänzenden Entwicklung Deutschlands nahm unser engeres Vaterland in bescheidenem Maße teil. Dauernde Blüte erreichten namentlich diejenigen Gebiete des

³⁹ Eine Anzahl von Straßennamen in Schwerin erinnert an diese Kämpfe.

Gewerbes, die in enger Verbindung mit der Landwirtschaft standen, wie Ziegeleien, Maschinen- und Wagenbau, auch Tuch- und Lederfabrikation.

Friedrich Franz II. starb an einer Lungenentzündung (1883); diese hatte er sich bei nächtlicher Fahrt zur Regimentsbesichtigung geholt — pflichtgetreu bis zum Tode.⁴⁰ Das Land verlor überaus viel mit ihm. Sein Sohn Friedrich Franz III. (1883—1897) mußte wegen angegriffener Gesundheit den Winter meist in Südfrankreich zubringen. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen geschah unter seiner Regierung. Ihm folgte Friedrich Franz IV.; dieser regierte zunächst unter Vormundschaft des Herzogs Johann Albrecht, seines Oheims, der als Vorsitzender des deutschen Kolonialvereins bekannt ist (später Regent von Braunschweig). Der Aufschwung des Landes dauerte fort; namentlich die innere Ansiedlung wurde kräftig gefördert. Dagegen erwiesen sich alle Versuche als erfolglos, dem Lande eine Verfassung zu geben, durch welche die gesamte Bevölkerung vertreten wurde.

In Mecklenburg-Strelitz war nach den Befreiungskriegen Großherzog Georg zur Regierung gekommen (1816—1860), der Bruder der Königin Luise. Dieser sorgte besonders für die Aufhebung der Leibeigenschaft, für den Bau von Chausseen und für die Ausgestaltung der Hauptstadt; mit dem Gedanken einer modernen Staatsverfassung konnte er sich jedoch nicht befreunden. Sein Nachfolger mußte lange Jahre als Erblinder die Regierung führen. Der plötzliche Tod des Großherzogs Adolf Friedrich IV., Anfang 1918, schien die Erbfolge des Schweriner Hauses zu bringen. Schon hatte Großherzog Friedrich Franz als nächster Agnat die Verweserschaft des verwaisten Landes übernommen, da kam die Revolution.

Der Weltkrieg verlangte auch von unserem Vaterlande den Einsatz aller Kräfte. Gleich im Anfange waren die Grenadiere und Kaiserfüsilier bei der Einnahme von Lüttich beteiligt. Dann folgte die Aufstellung von Reserve- und Landwehrregimentern, die Bildung von Neuformationen. Auf allen Kriegsschauplätzen kämpften Mecklenburger, vielfach in preussischen Verbänden, so besonders im 23. Reservekorps (Reserve-Infanterie-Regimenter 209—216). Auch der Flotte gehörten viele Mecklenburger an. — Galt Mecklenburg noch 1916, was Verpflegung anlangt, als „das gelobte Land“, so hatte es in den letzten Kriegsjahren nicht weniger zu leiden als seine Nachbarschaft. Auch hier war körperlich und seelisch die Revolution vorbereitet.

⁴⁰ Ein jüngerer Sohn, Herzog Friedrich Wilhelm, ging 1897 mit seinem Torpedoboot in der Elbemündung unter.

16. Kapitel. Mecklenburg seit dem Waffenstillstand.

Die Revolution, die kurz vor dem Waffenstillstand ausbrach, dehnte sich auch auf unser Vaterland aus, glücklicherweise ohne Blutvergießen. Vergeblich war der Versuch, in letzter Stunde eine zeitgemäße Verfassung einzuführen, die Wogen schlugen über der Regierung zusammen. Am 14. November 1918 unterzeichnete Großherzog Friedrich Franz IV. seine Abdankung und verzichtete auch für seine Nachkommenschaft auf den Thron. Seine Tätigkeit als Verweser von Mecklenburg-Strelitz erklärte das dortige Staatsministerium als erloschen. So schied das Haus Niklots, eines der ältesten regierenden Deutschlands, nach achthundertjähriger Herrschertätigkeit vom angestammten Thron.

Nach kurzer Zeit wählten beide Staaten ihre verfassunggebenden Versammlungen. Wohl hatte vielfach der Wunsch bestanden, beide Länder zu vereinen, doch Strelitz fürchtete, dann ein Anhängsel des größeren Bruderstaates zu werden, und vollzog die verfassungsmäßige Trennung, die nur das Oberlandesgericht ausnahm. Auf neutralem Boden trafen beide Staaten, alle Parteien, die verschiedensten Berufe im November 1919 zusammen, als es galt, das fünfhundertjährige Bestehen der Landesuniversität zu feiern. Der Freistaat Mecklenburg-Schwerin, die Stadt Rostock, das neutrale Schweden wetteiferten, der ehrwürdigen Jubilarin den Weg in das neue Jahrtausend durch Stiftungen zu erleichtern. Auch Mecklenburg-Strelitz vergaß nicht, daß seine führenden Männer ihre Bildung zum Teil in Rostock erworben hatten.

Nachdem der Rapp-Putsch mehrere Blutopfer gefordert hatte (1920), lenkte das politische Leben in ruhigere Bahnen. Beide Staaten übernahmen das Wesentliche der Reichsverfassung für sich. Das Amt eines überparteilichen Landespräsidenten fehlt, die Vertretung nach außen hat der präsidierende Staatsminister. Die Minister — in Schwerin drei, in Strelitz zwei — werden vom Landtage gewählt, zumeist gehen sie aus dessen Mitgliedern hervor. — In steigendem Maße wird die Selbstverwaltung ausgebaut, so ist Mecklenburg-Schwerin zurzeit in zehn Ämter gegliedert, die wesentliche Aufgaben der alten Staatsregierung übernommen haben. Die Trennung von Kirche und Staat ist grundsätzlich festgelegt, und ihre vermögensrechtliche Auseinandersetzung ist in absehbarer Zeit zu erwarten. Dagegen ist die Trennung von staatlichem und großherzoglichem Eigentum auf dem Wege der Übereinkunft bereits erfolgt. Die innere Ansiedlung wird besonders tatkräftig betrieben.

Es ist müßig, voraussagen zu wollen, was unserer engeren Heimat die Zukunft bringen wird. Schon taucht der Gedanke auf, sie mit den Nachbarländern zu einem Ganzen zusammenzuschweißen. Welcher Art die

Entwicklung auch sein mag; Mecklenburg wird nie die Jahrhunderte währende Sonderentwicklung vergessen, die Land und Leuten ihr eigenes Wesen gegeben hat, aber es wird auch nie aufhören, sich als Bestandteil des Deutschen Reiches zu fühlen.

Das mecklenburgische Wappen.

Urstier und Greif sind die Hauptfiguren des Landeswappens und kommen als fürstliche Siegel bald nach 1200 vor. Nach Rostock gelangt der Greif erst im 14. Jahrhundert. Das Landeswappen in seiner heutigen Gestalt stammt aus dem Jahre 1658. Damals werden die beiden Felder für die säkularisierten Bistümer Schwerin und Ragueburg eingeführt.

Hauptbild.

1. Herzogtum Mecklenburg: Im goldenen Felde ein vorwärtsgekehrter aufrechtstehender schwarzer Stierkopf mit aufgerissenem roten Maule, herausgeschlagener roter Zunge und silbernen Hörnern; auf der Stirn eine goldene Fürstenkrone.

2. Herrschaft Rostock: Im blauen Felde ein rechts gekehrter, schreitender goldener Greif mit erhobener rechter Vorderpranke, erhobenem Schweif und ausgeschlagener roter Zunge.

3. Fürstentum Schwerin: Geteilt; oben im blauen Felde ein rechts gekehrter schreitender goldener Greif, stehend auf der unteren grünen mit Silber eingefassten Schildhälfte.

4. Fürstentum Ragueburg: Im roten Felde ein schwebendes rechtwinkliges silbernes Balkenkreuz; über demselben eine goldene Fürstenkrone.

5. Herrschaft Stargard: Im roten Felde ein nach rechts gekehrter weiblicher Arm, mit einem Puffärmel am Oberarm bekleidet (Mecklenburg-Strelitz: aus einer silbernen Wolke hervorragend) alles silbern gefärbt, zwischen Daumen und Zeigefinger einen goldenen Ring haltend.

6. Fürstentum Wenden (Herrschaft Werle): Im goldenen Felde ein schräg liegender schwarzer Stierkopf mit geschlossenem Maule und herausgestreckter roter Zunge, mit silbernen Hörnern, auf der Stirn eine goldene Fürstenkrone.

Mittelschild.

7. Grafschaft Schwerin: Geteilt, oben rot, unten golden.

Schildhalter.

1. Rechts ein schwarzer Stier mit silbernen Hörnern, ausgeschlagener roter Zunge und erhobenem Schweif.

2. Links ein goldener Greif mit ausgeschlagener roter Zunge und erhobenem Schweif. (Die Schildhalter sind in Mecklenburg-Strelitz etwas verändert.)

Auf dem Hauptbilde steht die Königskrone. Um ihn ist die Kette des Großherzoglichen Hausordens der Wendischen Krone gelegt. Unter dem Schilde in rotem Bande der Wahlspruch des Ordens „Per aspera ad astra“. (Ordenskette und Wahlspruch fehlen in Mecklenburg-Strelitz.)

Entsprechend den sieben Landesteilen, die im Wappen vertreten sind, aus denen Mecklenburg erwachsen ist, lautete der Titel der Großherzöge: „Großherzog von Mecklenburg, Fürst

zu Wenden, Schwerin und Rügen, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr.“

Die Landesfarben sind Blau-Gelb-Rot.

Für die Fortbildung.

1. Gesamtdarstellungen.

Boll, Mecklenburgische Geschichte. — Mecklenburg. Ein Heimatbuch. — Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen, 12 Hefte. — Raabe & Quade, Mecklenburgische Vaterlandskunde. — Rudloff, Bilder aus der mecklenburgischen Geschichte. — Witenise, Geschichte von Mecklenburg. Sammlung Denkm.) — Ders., Mecklenburgische Geschichte. (Sammlung Börschen.) — Witte, Mecklenburgische Geschichte.

2. Einzelgebiete.

Balk, Domaniale Verhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. — Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. — Behm, Die Mecklenburger 1812 im russischen Feldzug. — Ders., Die Mecklenburger 1813/15 in den Befreiungskriegen. — Beyer, Geschichtliche Romane (Pribislav, Anastasia, Um Pflicht und Recht, Die Nonnen von Dobbertin, Die alte Herzogin, Ein Neubau unter Trümmern, Pascholl). — Ders., Schauspiel: Ut de Preussentid. — Burmeister, Mecklenburg. (Aufgenommen von der Staatlichen Bildstelle.) — Geinig, Mecklenburgische Landeskunde. — Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, darin: Thietmar von Merseburg, Chronik (um 1000 n. Chr.), Adam von Bremen, Hamburger Bistumschronik (um 1075 n. Chr.), Helmold von Bosau, Chronik der Slawen (um 1200 n. Chr.). — Gillhoff, Fürn Jakob Schwein, der Amerikafahrer. — Ihde, Amt Schwerin. — Jesse, Geschichte der Stadt Schwerin. — Koppmann, Geschichte der Stadt Rostock. — Ders., Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock. — H. A. A. Krüger, Geschichte der niederdeutschen oder plattdeutschen Literatur. — P. Krüger, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz. — Die Mecklenburgischen Bilderhefte. — Quade, Mecklenburgs Anteil am Kriege 1870/71. — Schäfer, Mecklenburgs Söhne im Weltkriege. — Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. — Schmalz, Die Kirchenbauten Mecklenburgs. — Schröder, Geschichte der Universität Rostock. — Teske, Die Wappen der Großherzogtümer Mecklenburg, ihrer Städte und Flecken. — Ule, Geographie von Mecklenburg. — Wappenpostkarte von Mecklenburg-Schwerin. — Wiggers, Mecklenburgische Kirchengeschichte. — Witte, Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg. — Ders., Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg. — Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. — Ders., Aus dem Lande Fritz Reuters. — Ders., Bauernhochtid. — Ders., Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause.

3. Zeitschriften.

Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. — Jahrbücher des Vereins der Freunde der Naturwissenschaften. — Mecklenburg (Zeitschrift des Heimatbundes). — Mecklenburg-Strelitzer Geschichtsblätter. — Mecklenburg-Strelitzer Heimatblätter. — Mecklenburgische Monatshefte.

Zeittafel.

Bis 2000 v. Chr.	Steinzeit.
2000—750 v. Chr.	Bronzezeit.
750 v. Chr. bis 400 n. Chr.	Eisenzeit.
Um 550	Einwanderung der Wenden. (Obotriten, Wilzen.)
780	Karls des Großen Bündnis mit den Obotriten (Wilzen).
929	Heinrich I. besiegt die Wenden bei Lenzen. — Mecklenburg wird billungische Mark.
955	Otto I. besiegt die Wenden an der Raxa (Oberlauf der Elbe).
1147	Wendekreuzzug Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären (Riklot).
1160—1167	Wendekrieg Heinrichs des Löwen.
1160	Riklot fällt bei Werle.
1167	Heinrich der Löwe gibt Mecklenburg an Pribislaw zurück (Günzelin von Hagen Graf von Schwerin). — Berno, „der Apostel Mecklenburgs“, Bischof von Schwerin.
1170	Pribislaw wird deutscher Reichsfürst. † 1178.
1171	Die Zisterzienser in Mecklenburg. Kloster Doberan.
1179	Der letzte Wendenaufstand.
1227	Schlacht bei Bornhöved. Waldemar II. von Dänemark.
1229	Erste Hauptlandesteilung. 4 Linien: Mecklenburg, Parchim-Richenberg, Güstrow (Werle), Rostock.
1348	Mecklenburg wird Herzogtum.
1370	Stralsunder Frieden zwischen der Hanse und Dänemark (Waldemar IV. Atterdag).
1389	Gefangennahme Albrechts III. v. Mecklenburg, Königs von Schweden. Die Vitalienbrüder.
1419	Stiftung der Universität Rostock.
1523	Union der Landstände. (Hohe Geistlichkeit, Adel, Städte.)

- 1523
1547—1576
1549
1552
1607—1658
1621
1628—1630
1631
1635
1637—1638
1648
1701
1755
1756—1789
1803
1806—1813
1815
1820
1842—1883
1850
Um 1860
- Slüter in Rostock. Beginn der Reformation.
Herzog Johann Albrecht I. Die Renaissance
in Mecklenburg.
Landtag an der Sagstorfer Brücke bei Stern-
berg. Das Luthertum wird Landesreligion.
Aufhebung der Landesklöster. (Doberan.)
Herzog Adolf Friedrich I.
Zweite Hauptlandesteilung. Herzogtümer
Mecklenburg-Schwerin (Adolf Friedrich) und
Mecklenburg-Güstrow (Hans Albrecht).
Wallenstein, Herzog von Mecklenburg.
Güstrow Hauptstadt.
Eroberung Neubrandenburgs durch Tilly.
Mecklenburg tritt dem Prager Frieden bei.
Kaiserliche (Gallas) und Schweden (Baner)
kämpfen in Mecklenburg.
Westfälischer Frieden. Wismar an die Schwe-
den abgetreten, die Bistümer Schwerin und
Ragaburg Eigentum der Herzöge.
Dritte Hauptlandesteilung (Hamburg). Her-
zogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklen-
burg-Strelitz (mit Ragaburg).
Landesgrundgesetzlicher Erbvergleich. Abschluß
der ständischen Verfassung.
Herzog Friedrich der Fromme. „De Preu-
ßentid.“ Die Universität Bülow. Der Pie-
tismus.
Wismar wiedergewonnen durch den Malmöer
Traktat.
„De Franzosentid.“ Blüchers Zug nach Lü-
beck (1806). Die Kontinentalsperre. Schills
Zug nach Stralsund. Zug Napoleons nach
Rußland. — Körners Tod (Wöbbelin).
Wiener Kongreß. Beide Mecklenburg werden
Großherzogtümer.
Aufhebung der Leibeigenschaft.
Großherzog Friedrich Franz II.
Freienwalder Schiedsgericht. Wiederaufhe-
bung der Repräsentativverfassung.
Die plattdeutschen Dichter Friß Reuter und
John Brindmann.

- 1866 Teilnahme am Preußisch-Osterreichischen Kriege.
- 1870—1871 Deutsch-Französischer Krieg (Loire-Feldzug. Loigny. Le Mans).
- 1903 Endgültiger Verzicht Schwedens auf Wismar.
- 1914—1918 Der Weltkrieg.
- 1918 Revolution. Verzicht des Großherzogs Friedrich Franz IV. auf die Herrschaft beider Mecklenburg.
- 1919 Fünfhundertjahrfeier der Universität Rostock. Beteiligung des Auslandes (Sven Hedin).
- 1919—1920 Die neuen Verfassungen beider Freistaaten Mecklenburg. Vollständige staatsrechtliche Trennung.

U. B.
Rostock

Bilderwerk zur Geschichte

Herausgegeben von

Dr. Bernhard Kuntzler, Dr. Ulrich Haacke
Dr. Benno Schneider, Dr. Otto Schlunke

278 Doppelton- und 8 farbige Tafeln mit über 450 Bildern mit Text

In einem Ganzleinenband M. 18.—

In drei Halbleinenbänden M. 17.60

In drei Teilen kartoniert M. 14.—

„Dem Bilderwerk eignet der große Vorzug, daß es keine illustrierte Weltgeschichte mit Darstellungen von Schlachten, Revolutionsergebnissen, Herrscherköpfen, sondern eine Kulturgeschichte im weitesten Sinne bringt. Ausstattung, Papier und Reproduktionen sind hervorragend, und besondere Erwähnung verdienen acht ausgezeichnete farbige Bilder. Besonderer Wert ist auf das 19. Jahrhundert gelegt. Dieser Teil enthält eine Fülle meisterhaft zusammengestellter Bilder aus allen Gebieten, auch denen der Technik, der sozialen Frage, des Imperialismus, des Grenz- und Auslandsdeutschums; und gerade dieses letzte verdient erhöhte Beachtung: sprechen doch die trefflicher ausgewählten Bilder zu jedem, der sich seines Deutschums bewußt ist, eine Sprache für sich. Derartiges war bisher in keinem Bilderatlas zu sehen. Daß in ein und demselben Werke die Kruppsche 4000-Tonnen-Pressen und die Aphrodite des Praxiteles (übrigens in ganz hervorragender Ausführung), der Lichthof des Wertheimischen Warenhauses neben den Erzeugnissen der athenischen Töpferei, der Eingeborenen-schule in Dara-salam und das Treppenhaus im Schlosse zu Brühl zu sehen ist, das ist neu und gleichzeitig bezeichnend: Die Verfasser umspannen eben mit ihrem Blick alle Kulturbetätigungen der Menschen. So ist das Werk geeignet, nicht nur zu plastischer, sinnfälliger Geschichtsbetrachtung, sondern auch zu wahrhaft universaler Geschichtsauffassung zu erziehen. Es ist nicht allein ein ganz hervorragendes Mittel für den modernen Unterricht, sondern ebensogut ein Haus- und Geschenkbuch im besten Sinne, in dem auch die Alten mit Genuß blättern werden: Vieles, was ihnen von der Schulzeit her nur noch Schemen ist, wird ihnen jetzt Fleisch und Blut werden.“

Oberstudienrat Ehrenhauf in der Täglichen Rundschau

„Kuntzlers Bilderwerk geht recht glücklich ganz neue Wege. Trefflicher ist überall Bezeichnendes ausgewählt oder auf neuen Wegen mit erstaunlichem Spürsinn gefunden. Eigenarten von Kulturen und Zeiten heben sich wirkungsvoll in Gegensätzen und Vergleichen ab, wozu kurze Textbemer-kungen anleiten, und doch wird wieder geschichtliche Entwicklung im Bilde lebendig. Die Reichhaltigkeit des Werkes läßt sich hier kaum andeuten, seine Feinheiten werden sich meist erst bei der Benutzung erschließen. Die Zusammenstellung hat es erreicht, Kulturgeschichte im weitesten und besten Sinne künstlerisch zu gestalten, am ausführlichsten naturgemäß die neuere Zeit. So ist das Buch ein treffliches Hilfsmittel, den Schüler historisch sehen und denken zu lehren.“

Monatsschrift für höhere Schulen

18. Juni 1984

Entwicklung auch sein mag; Mecklenburg wird nie die
rende Sonderentwicklung vergessen, die Land und
Wesen gegeben hat, aber es wird auch nie aufhö
teil des Deutschen Reiches zu fühlen.

Das mecklenburgische Wappen

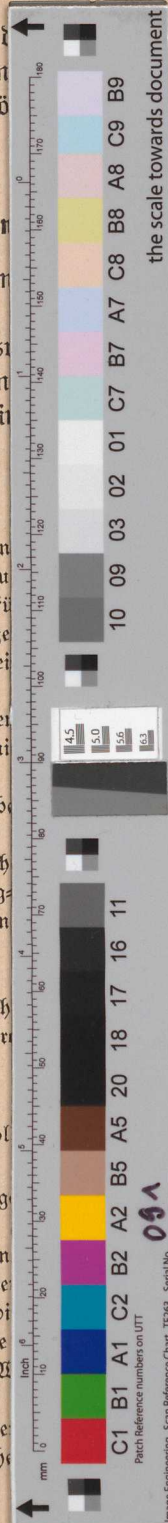
Urstier und Greif sind die Hauptfiguren des Lan
men als fürstliche Siegel bald nach 1200 vor.
der Greif erst im 14. Jahrhundert. Das Landes
tigen Gestalt stammt aus dem Jahre 1658. Dam
Felder für die säkularisierten Bistümer Schwerin
geführt.

Hauptschild.

1. Herzogtum Mecklenburg: Im goldenen Felde ein
stehender schwarzer Stierkopf mit aufgerissenem roten Mau
Zunge und sibirnen Hörnern; auf der Stirn eine goldene Fü
2. Herrschaft Rostock: Im blauen Felde ein rechts ge
Greif mit erhobener rechter Vorderpranke, erhobenem Schwei
Zunge.
3. Fürstentum Schwerin: Geteilt; oben im blauen
schreitender goldener Greif, stehend auf der unteren grünen mi
hälfte.
4. Fürstentum Racheburg: Im roten Felde ein schweb
Balkenkreuz; über demselben eine goldene Fürstkrone.
5. Herrschaft Stargard: Im roten Felde ein nach
Arm, mit einem Puffärmel am Oberarm bekleidet (Mecklenburg
Wolke hervorragend) alles silbern gefärbt, zwischen Daumen un
Ring haltend.
6. Fürstentum Wenden (Herrschaft Werle): Im
liegender schwarzer Stierkopf mit geschlossenem Maule und h
mit silbernen Hörnern, auf der Stirn eine goldene Fürstentk

Mittelschild.

7. Grafschaft Schwerin: Geteilt, oben rot, unten gol
Schildhalter.
 1. Rechts ein schwarzer Stier mit silbernen Hörnern, ausg
erhobenem Schweif.
 2. Links ein goldener Greif mit ausgeschlagener roter Zun
(Die Schildhalter sind in Mecklenburg-Strelitz etwas veränd
Auf dem Hauptschilde steht die Königskrone. Um ihn ist di
Hausordens der Wendischen Krone gelegt. Unter dem Schilde
spruch des Ordens „Per aspera ad astra“. (Ordenskette und W
burg-Strelitz.)
- Entsprechend den sieben Landesteilen, die im Wappen vertre
burg erwachsen ist, lautete der Titel der Großherzöge: „Großh



arte wäh=
eigenes
Bestand=

und kom=
gelangt
ner heu=
e beiden
urg ein=

er aufrecht=
gener roter

er goldener
gener roter

s gefehrter
ten Schild=

es sibirnes

weiblicher
er silbernen
n goldenen

ein schräg
ter Zunge,

Zunge und
a Schweif.
herzoglichen
der Wahl=
in Mecklen=
an Mecklen=
burg, Fürst